AUGUST 1984 8

Sputnik

DIGEST DER SOWJETISCHEN PRESSE

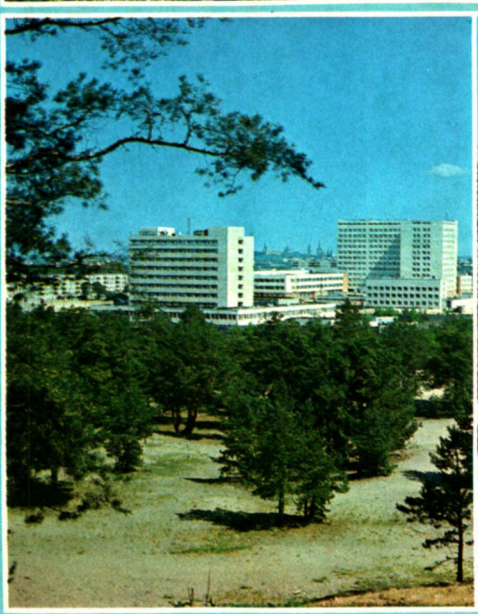
UNTSCHAN GEHT AUF UNSERE KAPPE

JUNGE AMERIKANER ÜBER DIE UDSSR?

WAS MEINEN

APPETIT AUF VEGETARIERKOST?

DER KLEINE PRINZ DER BLUMENBINDER



Städte der Sowjetunion

PREISAUSSCHREIBEN

Sputnik

1. Welche früheren Bezeichnungen Tallinns kennen Sie?
2. Wann wurde Tallinn die Hauptstadt welcher sowjetischen Unionsrepublik?
3. Welche olympischen Wettkämpfe fanden in Tallinn statt?

(Die Bedingungen des Preisausschreibens finden Sie auf Seite 3.)

Bekanntschaft mit TALLINN

Die seit dem 12. Jahrhundert bekannte Stadt liegt am südlichen Ufer des Finnischen Meerbusens der Ostsee. Die Einwohner dieses Gebietes galten seit langen Zeiten als gute Seefahrer, ihre Kunst der Bearbeitung von Holz, Metall und Stein wurde gerühmt. Sie taten sich nie durch Kriegsgelüste hervor, aber sie verteidigten standhaft ihre Erde. Und selbst in unseren Tagen sehen die Mauern und Türme des im 13. Jahrhundert gebauten Schlosses auf dem Toompea-Domberg in der Oberstadt noch bedrohlich aus. Zu seinen Füßen liegt die Unterstadt, in der die Gotik vorherrscht.

Von der Spitze des Rathauses aus dem 14.–15. Jahrhundert sieht der Alte Thomas – ein filigraner Wetterhahn, dessen Abbild man auf vielen Souvenirs finden kann – wie ein Späher auf die Umgebung.

Die moderne Architektur stört keinesfalls das Kolorit der bestens erhaltenen mittelalterlichen Häusergevierte. Die neuen Wohngebiete sind von der Altstadt durch einen Grüngürtel getrennt.

Von Bedeutung ist Tallinn als Hafen und modernes Industriezentrum. Tallinn zieht die Touristen auch wegen seiner traditionellen farbenprächtigen Tage der Volkskunst an. Der bekannteste von ihnen – der Liedertag – findet alljährlich im Park Kadriorg statt, wo auf der weitläufigen Bühne ein Chor mit dreißigtausend Mitwirkenden auftritt. Und nochmals Zehntausende faßt der grüne Saal unter freiem Himmel. Nicht weniger Zuschauer ziehen die Sportwettkämpfe, insbesondere Auto-, Motorrad- und Radrennen sowie Segelregatten an.

Inhalt

DAS WORT DES CHEFREDAKTEURS	Was Antisowjetisten nicht wahrhaben wollen	14
DURCH DIE SOWJETUNION	In Dagomys am Schwarzen Meer	6
MENSCHEN, ZEIT, EREIGNISSE	Welche Schule für die Zukunft?	16
	Wer brauchte den Atompilz?	68
WELTGESCHEHEN	Bilderraub in Budapest	31
	Die UdSSR greift die USA nicht an!	53
GESCHICHTE	Wer befreite Europa?	24
	Eine Zeit der Wirren und des Aufruhrs	92
SPORT	Ein verdorbenes Fest	22
ERZIEHUNG UND BILDUNG	Durch die Schule zum Beruf	124
ÖKOLOGIE	Wohin mit dem Stadtmüll?	40
HOBBY	Der kleine Prinz der Blumenbinder	86
WISSENSCHAFT UND TECHNIK	Kommt die personifizierte Maschine?	62
	Mehr Energie aus Solarzellen	65
LANDWIRTSCHAFT	Neues aus dem Neuland	76
MEDIZIN	Versuchen Sie es mal ohne Brille!	101
	Zwei Isländer geheilt	104
	Ein Leben lang Hilfe	105
WAHRE BEGEBENHEIT	Untschan geht auf unsere Kappe	116
MÄRCHEN	Vom Frosch, der auf Reisen ging	141
HUMOR	Wer wird noch Karikaturist?	113
KULTUR UND KUNST	Ich mag Leute mit Denkvermögen	48
	Ein Film über Lew Tolstoi	58
	Wo Puschkin wiederauflebte	131
KULINARISCHES	Appetit auf Vegetarierkost?	144
BÜCHERBORD	August 44	149
KALEIDOSKOP	Preisausschreiben, Kalender, Leserzuschriften, Schach, Neues aus der Medizin, Vermischtes, Humor	

„SPUTNIK“ IST EIN DIGEST DER SOWJETISCHEN PRESSE UND LITERATUR. ER STELLT SICH DAS ZIEL, SEINE LESER ÜBER DAS LEBEN IN DER UDSSR ZU INFORMIEREN, WOBEI ER SICH AUF DIE GANZE VIELFALT DER ZENTRALEN UND LOKALEN SOWJETISCHEN PRESSE STÜTZT.

WOLLEN SIE

über die Innen- und Außenpolitik der UdSSR, über das Leben der sowjetischen Völker und darüber, worüber man heute in der UdSSR denkt, spricht und diskutiert,

INFORMIERT SEIN,

DANN LESEN SIE „SPUTNIK“!

DIE GEWINNER DER DREI HAUPTPREISE DES „SPUTNIK“-PREISAUSSCHREIBENS 1984 ERWARTET EINE REISE IN DIE UDSSR!

Weiterhin sind 5 erste, 10 zweite und 32 dritte Preise (Wertgegenstände, Volkskunsterzeugnisse, Souvenirs oder „Sputnik“-Jahresabonnements) zu gewinnen.

Die Fragen zu unserem Preisausschreiben finden Sie jeweils auf den ersten Seiten der Zeitschrift. Ihre Antworten können Sie uns im Laufe des ganzen Jahres zuschicken, letzter Einsendetermin ist der 31. Januar 1985 (Datum des Poststempels). Den Umschlag mit den Antworten bitten wir Sie mit dem Vermerk „Preisausschreiben '84“ zu kennzeichnen.

WIR WÜNSCHEN ALLEN TEILNEHMERN VIEL ERFOLG!

Sputnik

Die Zeitschrift wird von der PRESSEAGENTUR NOWOSTI in russisch, deutsch, englisch, französisch, spanisch, tschechisch und ungarisch herausgegeben.

MOSKAU,
SUBOWSKI BOULEVARD 4
UDSSR

18. Jahrgang

REDAKTIONSKOLLEGIUM

BORIS KROTKOW
CHEFREDAKTEUR

WLADIMIR DOBKIN
NIKOLAI SHILZOW
STELLVERTRETENDE CHEFREDAKTEURE

BORIS ANDREJEW
REDAKTIONSSEKRETÄR

VIKTOR ADAMOWITSCH
CHEFGESTALTER

WILJAM AGABEKOW

MICHAIL ALEXEJEW

TIGRAN CHATSCHATUROW
AKADEMIEMITGLIED

RODRIGO FERNANDEZ

ARKADI JANOWSKI

MICHAIL PESLJAK

Die Zeitschrift wird in Finnland gedruckt

APN-BÜRO IN HELSINKI

JURI KIREJEW
DIREKTOR DES BÜROS

ALEXEJ BORODAWKIN
VERANTWORTLICHER REDAKTEUR

TITEL:
Wladimir KALWA
Montage:
Wladislaw SOKOLOW

Gestaltung dieses Heftes:
Viktor ADAMOWITSCH

Verantwortlich für die deutschsprachige Ausgabe: Inna WALOWA

Sprachliche Redaktion:
Hans-Jürgen MODER

In russischer, deutscher, englischer, französischer und spanischer Sprache wird SPUTNIK von den auf Seite 176 angegebenen Vertragspartnern der V/O Meshdunarodnaja Kniga (121200 Moskau) vertrieben.

In tschechischer Sprache wird SPUTNIK in der ČSSR auf der Grundlage eines von APN mit dem Verlag Lidové nakladatelství geschlossenen Vertrages herausgegeben und kann von ausländischen Lesern bei PNS – Dovoz Tisku, Jindřišská 14, 12505 Praha 1 abonniert werden.

In ungarischer Sprache wird SPUTNIK in Ungarn von dem Verlag Lapkiadò Vállalat herausgegeben und kann von Lesern aus anderen Ländern bei KULTURA, P.O.B. 149, Budapest 62 abonniert werden.

Nachdruck nur mit Erlaubnis von APN ©

Druck bei Yhteistyö AG, Helsinki
Finnland

Martiros Sarjan. „Armenien". 1923
(Ausschnitt)

Foto: APN

Sputnik

1984

DIE JAHRESZEITEN
IN DER RUSSISCHEN
UND SOWJETISCHEN
MALEREI

AUGUST

	6	13	20	27
	7	14	21	28
1	8	15	22	29
2	9	16	23	30
3	10	17	24	31
4	11	18	25	
5	12	19	26	

Dagomys – ein kleiner Kurort an der Schwarzmeerküste des Kaukasus mit einem einmaligen Mikroklima – hatte vor der Oktoberrevolution von 1917 dem russischen Zaren als Privatbesitz gehört.

Als 1945 der Krieg gegen die Faschisten endlich zu Ende war, meinte meine junge Frau Polina, die als furchtlose Sanitäterin in einer belorussischen Partisanenabteilung und später in der regulären Armee gedient hatte, mit tränenerstickter Stimme: „Wie haben wir das alles bloß ertragen können?“ Wochen und Monate vergingen, aber sie kam über den Krieg nicht hinweg.

Ich bin Arzt, sorgte mich sehr um ihre Gesundheit. Dem guten Rat von Freunden folgend, fuhren wir an die kaukasische Schwarzmeerküste in das kleine Seebad Dagomys unweit von Sotschi.

Rechts dehnte sich, soweit das Auge reichte, das tiefblaue, in der Sonne glitzernde Meer aus. Zur linken Hand lag, in einer Muld der smaragdgrünen Berge in blühende Gärten eingebettet, die Ortschaft. Von den Bergen flos-

IN DAGOMYS AM SCHWARZEN MEER

Mark ROSSIN, Arzt
Aus der Zeitung KAWKASSKAJA SDRAWNIZA
Fotos: Wladimir ANDREJEW/Anatoli IOLIS

sen zwei Flüsse, lustig plätschernd, talwärts, um sich, kurz bevor sie ins Meer mündeten, friedlich zu vereinigen. Über der Siedlung und den Berghängen mit ihren grünen Teeplantagen hoben sich in der Ferne die Gipfel der Gebirgsketten des Großen Kaukasus vom dunstig blauen Himmel ab.

Dagomys ist die Heimat der ersten russischen Teeplantagen und zugleich das nördlichste Teeanbaugebiet der Welt. Im dortigen Teeanbausowchos fanden wir beide dann auch Arbeit. Polina im Kindergarten und ich in der Poliklinik. Seither sind beinahe vier Jahrzehnte verstrichen . . . Meine Frau ist nicht wiederzuerkennen, so optimistisch wurde sie. Das hatte sie Dagomys zu verdanken. Und natürlich den Kindern, den eigenen (unsere Söhne sind bereits erwachsen, beide Ingenieure) und denen aus

An diesem Fleck, wo sich einst eine Zarenresidenz befand, beherbergt heute der Touristenkomplex „Dagomys" 2500 Gäste. Diese bedeutende Kureinrichtung gehört zu Groß-Sotschi, das sich auf 150 Kilometern an der kaukasischen Schwarzmeerküste erstreckt. Sotschi ist einer der bekanntesten Kurorte des Landes. Hier gibt es mehr als 200 Sanatorien, Erholungsheime, Pensionen und Touristenbasen. Jährlich verleben mehr als 1 200 000 Arbeiter, Bauern und Angestellte ihren Urlaub, der teilweise oder vollständig aus Mitteln der Sozialversicherung oder der Gewerkschaften bezahlt wird, in diesem fruchtbaren Landstrich, am warmen Meer.

dem Kindergarten, die sie nicht weniger umsorgte. Und noch jemand hatte großen Anteil daran, daß Polina wieder Freude am Leben empfand. Das war ein Delphin.

Das kam so. Sobald wir uns am neuen Ort etwas eingelebt hatten, ruderten wir ab und zu bei ruhigem Wetter aufs Meer hinaus. Wir ruderten der untergehenden Sonne, die das Meer purpurrot färbte, entgegen. Wenn der Feuerball im Meer versunken war, kehrten wir zum Ufer zurück.

Eines Tages waren wir unmerklich weiter als sonst hinausgerudert. Ich machte mir Sorge, daß uns die einbrechende Dunkelheit überraschen würde, und wendete rasch das Boot. Da bemerkten wir zwischen uns und dem fernen

In den letzten zehn Jahren wurden in der UdSSR 130 000 Urlaubsplätze neu geschaffen. Im gleichen Zeitraum erholten sich mehr als 100 Millionen Bürger in Kurorten des Landes. Für den Bau und die Modernisierung von Kur- und Sanatoriumseinrichtungen wurden in dieser Zeit zwei Milliarden Rubel aufgewendet.

Dieser Pfad, der in die Berge führt, schlängelt sich anfangs durch Teeplantagen.

Ufer einen Schwarm Delphine. Wir warteten darauf, daß die Tiere weiterziehen und uns den Weg freigeben würden. Aber die Delphine schienen wie absichtlich auf dieser Stelle zu verharren, damit wir sie genauer betrachten und vielleicht auch ebenso heiter und frohgemut wie sie sein sollten. Ihre graziösen und geschmeidigen Leiber verschwanden von Zeit zu Zeit im Meer, um dann an einer völlig unerwarteten Stelle aufzutauchen. Allmählich wurde ich unruhig, sie konnten unser Boot ohne weiteres umwerfen. Es dämmerte bereits.

Als hätte er meine Befürchtungen erahnt, kam auf einmal ein Delphin auf uns zugeschwommen. Dann begann er seitlich von unserem Boot auf das Ufer zuzuschwimmen. Das wiederholte er ein paar Mal. Meine Frau meinte: „Weißt du, er will uns sagen, wir sollen keine Angst haben . . ."

Als wir am nächsten Tag wieder auf dem Meer dem Delphin begegneten, zeigte Polina sogar ein freudiges Lächeln.

„Sieh doch mal! Er wartet auf uns . . ."

„Vielleicht ist das ein anderer", versuchte ich unsicher einzuwenden.

„Nein, nein, es ist derselbe, ich habe ihn erkannt!"

Auch an den darauffolgenden Tagen bekamen wir den Delphin zu Gesicht. Er war immer allein, stets zum Spielen aufgelegt, zog Kreise, tauchte und machte Luftsprünge. Jedes Mal, wenn Polina als erste die Schwimmflosse des Delphins ausmachte, begann sie leise zu lachen.

Dann aber begann die See zu stürmen, und eine Woche lang war an eine Bootsfahrt überhaupt nicht zu denken. Wir nutzten ein Wochenende, um einen Ausflug zum Gebirgsdorf Salach zu machen. Die Marschroute ist auch heute noch die gleiche. Der Weg windet sich durch undurchdringliche Wälder längst der Küste des Westlichen Dagomys dahin. Er führt durch Buchsbaumgestrüpp, unterwegs begegnet man Edelkastanien, Walnußbäumen, Hainbuchen, Buchen und Buchsbäumen – und alle sind sie von Lianen umwunden; diese Schlingpflanzen hängen auch beinahe bis zum Wasser des Flusses hinab, dessen steile felsige Ufer von Efeu bewachsen sind.

Das waren unsere ersten wahrhaft glücklichen Tage nach dem Kriege. Polina entdeckte die Welt gleichsam von neuem und kam aus dem Staunen gar nicht heraus. Voller Neugierde schaute sie sich urzeitliche Grabstätten an. Begeistert badete sie in den berühmten Dagomyser Flußmulden. Diese Vertiefungen im steinigen Flußbett ähneln kleinen Wasserbecken.

Am Sonntag stiegen wir um die Mittagszeit von den Bergen herunter. Das Meer lag ruhig und friedlich da. Unser Boot glitt schnell und beinahe lautlos über das Wasser dahin. Wir fuhren weit hinaus, machten kehrt und ruderten wieder zum Horizont hin. Wir suchten die Wasserfläche mit den Augen ab . . . Aber unser Delphin ließ sich nirgends blikken.

Polina und Mark Rossin

Das Wort des Chefredakteurs

Was Antisowjetisten nicht wahrhaben wollen

Die an chronischem Antisowjetismus leidenden Massenmedien im Westen sprechen und schreiben in letzter Zeit immer öfter über die KPdSU. Was ist geschehen?

Im April fand in Moskau eine Tagung im ZK der KPdSU statt, die Fragen der Vorbereitung einer neuen Redaktion des Parteiprogramms erörterte, woraus die Sowjetologen schlußfolgerten, daß die gegenwärtige sowjetische Führung damit das Scheitern der gesamten vorherigen Politik der Partei eingestanden habe.

Kühlen wir die Hitzköpfe ein wenig ab. Ähnliche Schlußfolgerungen zogen diese Leute nicht nur einmal in all den Jahren des Bestehens der Sowjetmacht, und genausooft haben sie einen Reinfall erlebt. Sie dürften auch diesmal kaum der Blamage entgehen.

Wir erinnern daran, daß der Beschluß über die Vorbereitung eines neuen Programms der KPdSU schon vor mehr als drei Jahren auf dem XXVI. Parteitag der KPdSU gefaßt worden ist. Gesagt sei auch, daß nach Ansicht der sowjetischen Kommunisten bis auf den heutigen Tag das gegenwärtig gültige Programm der Partei insgesamt richtig die Gesetzmäßigkeiten der Weltentwicklung (so sind wir insbesondere davon überzeugt, daß die Zukunft dem Sozialismus gehört und zwar ohne jeden Export der Revolution, den wir übrigens nie propagiert haben) wie auch die Ziele und grundlegenden Aufgaben der KPdSU im Kampf für den Kommunismus charakterisiert. Und fügen wir auch hinzu, daß grundlegende Aussagen des Parteiprogramms nach unserer Meinung vom Leben selbst bestä-

tigt wurden, viele bereits erfüllt sind oder aktiv erfüllt werden.

Was ist damit konkret gemeint? Nehmen wir nur die bekannten programmatischen Forderungen, an die Spitze der Parteipolitik nach innen die Sorge um den Menschen, nach außen aber die Sorge um die Erhaltung des Friedens zu stellen. Die Sorge um den Menschen wird in der Sowjetunion auf vielfältigste Weise erfüllt. Dieser Passus des Programms der KPdSU wurde auch Bestandteil der Verfassung der Sowjetunion. Heute gibt es in unserem Land für alle zentralen und lokalen Staatsorgane kein wichtigeres Ziel, als nach einer Verbesserung des materiellen und geistigen Lebens des Volkes zu streben. Die Sorge um den Frieden ist der Eckpfeiler der gesamten sowjetischen Außenpolitik. Sie ist auch im Grundgesetz des Landes verankert. Heute so wie früher tritt die UdSSR nicht einfach für die Verhütung eines Krieges, sondern für die Festigung und Entwicklung aller guten Keime in den internationalen Beziehungen ein.

Warum dann beschloß die KPdSU eine neue Redaktion des Parteiprogramms?

In den etwas mehr als zwei Jahrzehnten seit Annahme dieses Programms zwang das Leben dazu, einige darin enthaltene Aussagen anders zu betrachten. So wurde die in der Gesellschaft verbreitete, vereinfachte Vorstellung über die Wege und Fristen des Übergangs zur höchsten Phase des Sozialismus, dem Kommunismus, korrigiert. In der gegenwärtigen Etappe befindet sich die sowjetische Gesellschaft am Anfang der historisch langen Zeitspanne des entwickelten Sozialismus. Das aber heißt, das unter den gegenwärtigen Bedingungen das Programm der KPdSU ein Programm zur Vervollkommnung des entwickelten Sozialismus, aber kein Programm des unmittelbaren Sturms auf die Höhen des Kommunismus sein muß. Zum Kommunismus kommen wir über die Vervollkommnung der Stufen der sozial-ökonomischen Reife der Sowjetgesellschaft. Das muß in der neuen Fassung seinen Ausdruck finden.

Ich sehe schon, wie jetzt die Sowjetologen förmlich in Geschrei ausbrechen: Ist das Gesagte nicht ein Eingeständnis des Fiaskos der vorausgegangenen Politik der Partei? Aber von welchem Fiasko kann man sprechen, wenn die Richtung und das Endziel der Bewegung, nämlich der Kommunismus, dieselben bleiben! Was die Fristen angeht, so wurden bisher noch nicht die Instrumente geschaffen, mit deren Hilfe sich bis auf den Kilometer genau die Entfernung zu dem gewünschten Horizont bestimmen ließe. Es gibt auch kein Fernglas, mit dem wir erkennen könnten, wie der Weg hinter dieser oder jener Kurve aussieht. Gehen wir ihn doch als erste.

Die Antisowjetisten aller Schattierungen sollten sich nicht zu früh freuen. Sonst erwartet sie wieder eine große Konfusion. Denn die Vorbereitung der neuen Fassung des Programms der KPdSU vereint und vervielfacht die Kräfte von Partei und Sowjetgesellschaft für die Lösung der vor uns stehenden Schlüsselaufgaben.

An der Schwelle zum 3. Jahrtausend kommt auf die Menschheit eine neue Welle der wissenschaftlich-technischen Revolution zu. Wir müssen für sie gewappnet sein.

WELCHE SCHULE FÜR DIE ZUKUNFT?

Akademiemitglied Wladimir ENGELHARDT,
Direktor des Instituts für Molekularbiologie der AdW der UdSSR

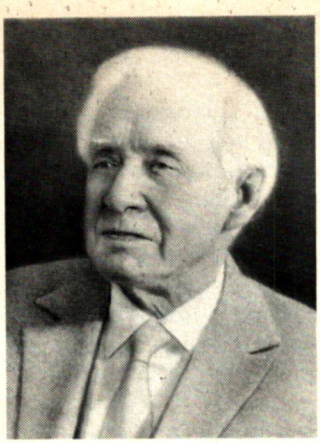
Aus der Zeitschrift SEMJA I SCHKOLA

Foto: Wassili MALYSCHEW

Wenn ich, mittlerweile fast 90 Jahre alt, darüber nachdenke, wie sich in meinen Lebensjahren alles um mich herum veränderte, dann scheint mir manchmal, als erinnerte ich mich nicht daran, was mit mir geschah, wovon ich Zeuge wurde, sondern blätterte in einem Geschichtsbuch. Die Pferdestraßenbahn und Flüge der Brüder Wright, die primitiven Apparaturen, die uns in der Kasaner Universität zur Verfügung standen, wo meine Professorenlaufbahn ihren Anfang nahm. Und gleichzeitig die Gegenwart – das Institut für Molekularbiologie mit modernsten Zentrifugen und Elektronenmikroskopen.

Die wissenschaftlich-technische Revolution brach buchstäblich in unser Leben ein. Computer, EDV-Anlagen, Roboter und Elektronik fassen immer fester im Alltag Fuß. Aber viel wichtiger scheint mir etwas anderes: die Veränderung der Lebensqualität selbst, ihres Inhalts. Und dessen, was den Menschen ausmacht – der Arbeit.

Dem Atom-, Kosmos- und Energiezeitalter fügt man seit einiger Zeit noch ein Wort zu: das Computerjahrhundert. Einer nach dem anderen verschwinden die Berufe, die früher ewig schienen; neue entstanden, deren Aufkommen wir früher nicht einmal voraussehen konnten. Allein in



Akademiemitglied Wladimir ENGELHARDT

den letzten zehn Jahren vollzogen sich zum Beispiel in der Elektronik tiefgreifende Wandlungen, die mit dem Auftauchen der Mikroprozessoren zusammenhängen. Gegenwärtig kann man sich die Maßstäbe der sozialökonomischen Folgen der mikroelektronischen Revolution kaum vorstellen, aber schon heute ist klar, daß sie umfassenden Einfluß auf die Produktionsorganisation und die Produktionstätigkeit des Menschen hat.

Die breite Nutzung von Kleinrechneranlagen und mikroprozessorbestückten Ausrüstungen und der Fortschritt bei der Robotertechnik führen zu Maschinen, die in der Lage sein werden, sich selbständig zu programmieren, den Arbeitsrhythmus zu ändern, zu sehen und zu hören, auf UV-Strahlen und Radioaktivität zu reagieren. Klar ist ebenso, daß mikrorechnergesteuerte Geräte für uns alltäglich sein werden wie heute Telefon und Fernseher. „Denkende Maschinen" werden Waren erzeugen, andere Maschinen steuern und Produktionsprozesse kontrollieren.

Aber da entsteht die Frage: Bleibt in dieser maschinisierten Welt Platz für den Menschen? Wird er überhaupt noch nötig sein? Was werden die Leute machen, die ihre vertrauten Tätigkeiten und Berufe verloren haben?

Aber in genau dieser maschinisierten Welt beginnt die Herrschaft des Menschen. Er hört auf, ein Anhängsel der Maschine zu sein, das zur Erfüllung einer oder bestenfalls mehrerer technologischer Operationen befähigt ist. Stattdessen kommt es zu einer aktiven Beobachtung und Kontrolle des Produktionsverlaufs. Das fordert eine Konzentration der Aufmerksamkeit, ein wesentlich gesteigertes Verantwortungsgefühl, höchste Genauigkeit, die Fähigkeit zu schneller Reaktion, das Vermögen, selbständig Beschlüsse zu fassen und sich selbständig neues Wissen anzueignen.

Hunderttausende Leute werden unter verbesserten Bedingungen arbeiten, mehr Befriedigung durch ihre Arbeit erfahren. Das ist prinzipiell wichtig, führt das doch zur Lösung einer der wichtigsten Aufgaben des kommunistischen Aufbaus – der Überwindung des wesentlichen Unterschieds zwischen körperlicher und geistiger Arbeit.

Es scheint paradox, aber die automatisierte Produktion braucht noch mehr Leute, und zwar ganz bestimmte – Spezialisten. Es besteht die ökonomische Notwendigkeit, schon im nächsten Jahrzehnt einen neuen Typ von Arbeiter herauszubilden – einen Menschen, der in sich Züge des Arbeiters, Ingenieurs und Wissenschaftlers vereinigt; eines Menschen mit umfassender Bildung, der innerlich bereit ist, ständig mit der Welt, in der er lebt, Schritt zu halten.

Das bedeutet nur eins: Wir alle müssen uns an den Gedanken gewöhnen, daß in der Gesellschaft, deren Konturen von morgen sich schon heute abzeichnen, man ständig lernen muß – von Kindheit an bis ins Alter. Bildungsausgaben sind schon gegenwärtig die lohnendste Kapitalanlage, die sich mehrfach bezahlt macht.

Ich bin kein Pädagoge, und deshalb kann man alles, was ich sage, nicht unbedingt als Empfehlungen ansehen. Das sind wohl eher Betrachtungen eines bejahrten, lebenserfahrenen Menschen darüber, wie er Bildung und Erziehung jener betrachtet, die im nächsten Jahrtausend leben und schaffen werden.

Nach fieberhaften Anstrengungen, in die Lehrpläne soviel wie möglich Informationen über allerlei Themen hineinzupacken, ist zu fragen: Wie muß gegenwärtig die Oberschule beschaffen sein, worauf muß sie vorbereiten? Meiner Ansicht nach muß sie das Fundament für den schöpferischen Arbeiter legen, der für alles Neue einschließlich geistiger Arbeit offen ist.

Noch wichtiger ist es, ihm die Fähigkeit zu selbständigem Denken beizubringen, zu kritischem Urteil, ihm die Fähigkeit zu verleihen, seinen Standpunkt zu verteidigen.

Der eigentliche Denkprozeß beginnt wie bekannt dort, wo der Mensch auf einen Widerspruch stößt, den er nicht mit Hilfe von fertigen Formeln oder ihrer Variation lösen kann, die ihm der Lehrer beigebracht hat. Die Schule ist verpflichtet, *das Lernen zu lehren*, die Fertigkeit zur Selbstbildung zu vermitteln, zu selbständiger Wissensaneignung. Die Schule, und damit meine ich sowohl die Ober- als auch Hochschule, muß zu dem Ort werden, wo die Schüler die Fähigkeit zu *schöpferischer* Aneignung ihrer Umwelt erlangen.

Doch die Erziehung der schöpferischen Persönlichkeit beschränkt sich nicht auf die Entwicklung des Intellekts des Menschen, seiner schöpferischen Fähigkeiten. Wichtig ist auch die Erziehung des Charakters, die Herausbildung jener Eigenschaften, die den Menschen im Zeitalter der wissenschaftlich-technischen Revolution nicht vor den auf ihn zukommenden Veränderungen zurückschrecken lassen, die ihm helfen, sich nicht nur an das unerwartet hohe Tempo der Entwicklung von Wissenschaft und Produktion anzupassen, sondern dies als eine natürliche Le-

benserscheinung anzusehen. Der neuen Generation sind nicht nur Wissen und konkrete Fertigkeiten zu vermitteln (das alles veraltet hoffnungslos schnell), sondern etwas ganz anderes: ein eigener Arbeitsstil, Denkweise, Betrachtungsweise der Welt und des Platzes für den Menschen in ihr. Eine komplizierte Sache? Zweifellos! Aber es gibt keine wichtigere Aufgabe, als eine harmonisch entwickelte Persönlichkeit zu erziehen. Das ist das Ziel unserer sozialistischen Gesellschaft.

Als ich mich für die Persönlichkeit hervorragender Wissenschaftler interessierte, zeigte sich, daß sie alle mit wenigen Ausnahmen (die die Regel bestätigen) künstlerisch begabte Naturen waren oder leidenschaftlich die Kunst und Literatur liebten. Das ist nicht zufällig, weil die Rolle der humanistischen Kultur im Leben des Naturwissenschaftlers bedeutend größer ist, als das auf den ersten Blick scheint. Ich zitiere aus einer Arbeit des französischen Physiktheoretikers Louis de Broglie: „Die Wissenschaft, die ihrem Wesen nach, in ihren Grundlagen als auch ihren Methoden rational ist", schrieb er, „kann ihre bedeutendsten Entdeckungen nur durch plötzliche Gedankensprünge machen, als sich Fähigkeiten zeigten, die von den schweren Fesseln althergebrachten Denkens befreit waren: man nennt sie Eingebung, Intuition, Scharfsinn."

Ohne all das ist kein Schöpfertum möglich: die Fähigkeit, seinem intuitiven Erraten zu glauben, die Empfänglichkeit für Zufälliges und Erstaunliches, die Aufgeschlossenheit gegenüber Neuem, die Unvoreingenommenheit der Schlüsse, die Flexibilität des Verstands, – all diese Eigenschaften werden durch Literatur und Kunst mit herausgebildet. Da nach Einstein wirkliche Musik und wirkliche Wissenschaft den gleichartigen gedanklichen Prozeß fordern, sind der Gedankenreichtum Marx' und Lenins, die Bilderwelt Dostojewskis und Tolstois, das Lautmeer Tschaikowskis und Rachmaninows für den Wissenschaftler ebensolch ein Arbeitsinstrument wie sein mathematisches, physikalisches oder biologisches Wissen. Wünschenswert wäre, wenn dieses Arbeitsinstrument schon in der Schule in die Hände des Menschen gelegt würde, die im Zeitalter der wissenschaftlich-technischen Revolution nicht die Humanbildung ihrer Zöglinge vergessen sollte.

Natürlich ist nicht jeder fähig, sich zu den Höhen der Weltkultur aufzuschwingen oder seinen Namen durch hervorragende Entdeckungen in der Wissenschaft unsterblich zu machen. Aber bei dieser Einstellung zur Erziehung kann jeder seine Höhen erreichen und das höchste Glück erfahren – Arbeit, die einem Freude bereitet, die Verwirklichung der schöpferischen Anlagen seiner Persönlichkeit.

GUTE BEZIEHUNGEN WIEDERHERSTELLEN

Während des zweiten Weltkrieges war ich noch ein Kind. Ich wohnte damals in England, auf das die Faschisten Bomben abluden. Und wenn die Naziarmee den Sieg errungen hätte, wäre Großbritannien noch mehr zerstört und wir zu Sklaven geworden.

Zu jener Zeit lobpreiste Winston Churchill „die gewaltige Kraft der russischen Armeen, die großartige Unbesiegbarkeit und Energie, mit der die Russen dem brutalen Überfall standhielten" („Melbourne Herald" vom 12. 12. 1941).

Nach der Rückkehr von der Jaltaer Konferenz im Jahre 1945 erklärte er: „Ich kenne keine andere Regierung, die so konsequent ihre Verpflichtungen gegenüber den Verbündeten erfüllte, sich selbst zum Schaden, wie die sowjetische Regierung."

Das sowjetische Volk hat wie kein anderes Volk auf der Welt alle Schrekken jenes Krieges an sich erfahren. Sein Streben nach Frieden ist in allem zu erkennen. Es ist in den Reden und Erklärungen der sowjetischen Repräsentanten zu hören. Jedes Jahr kommen in der Sowjetunion neue Städte hinzu, jede Woche werden fast 45 000 neue Wohnungen gebaut. Menschen, die soviel an die Zukunft denken, können sich keinen zerstörerischen Krieg wünschen.

Die Menschen auf allen Kontinenten wollen Frieden. Wir alle sind Mitglieder der einen menschlichen Gesellschaft. Warum kann die Freundschaft zwischen den Völkern, wie sie vor 40 Jahren möglich war, heute nicht wiederhergestellt werden?

David V. BANWELL,
Adelaide (Australien)

Ich lese Ihre Materialien über das internationale Geschehen und denke mir dabei: es gab doch eine Zeit, da Amerikaner, Engländer und Franzosen im Bündnis mit der Sowjetunion als Verteidiger der Demokratie und Freiheit während des zweiten Weltkrieges auftraten. Warum war das nur kurze Zeit so?

Humberto ZAMORRA,
Santa Clara (Kuba)

VERTEIDIGUNG FORDERT STÄRKE

Man kann die Haltung und Konsequenz der sowjetischen Partei- und Staatsführung gegenüber dem USA-Imperialismus nur begrüßen. Das Sowjetvolk hat im 2. Weltkrieg die größten Opfer gebracht. Deshalb sind die Maßnahmen zur Erhaltung des militärischen Gleichgewichts vollkommen gerechtfertigt. Dem USA-Imperialismus und dessen NATO-Verbündeten gegenüber werden wir keine militärische Schwäche zeigen. Das lehrt uns die Geschichte.

Die Warschauer Vertragsstaaten haben sehr viele Angebote zur friedlichen Koexistenz und zur Abrüstung unterbreitet. Seit Lenins Dekret über den Frieden ist Friedenspolitik Staatspolitik der UdSSR. Ich bin der Meinung, wer sich mit der Sowjetunion verbündet, der verbündet sich mit der Zukunft der Menschheit.

Karl-Heinz GEBHARDT,
Dresden (DDR)

NACHDENKEN LOHNT

Die Sowjetunion, die 20 Millionen Menschen im 2. Weltkrieg verloren hat, sie soll den Frieden bedrohen?

Wer hat in den seit dem 2. Weltkrieg vergangenen Jahren militärische Konflikte in Korea, Vietnam, Libanon, Kampuchea, Laos, Guatemala und auf Kuba organisiert? Wer stürzte die progressive Regierung in Chile? Wer bedroht heute Nikaragua? Wer zwingt seinen Willen Guatemala und El Salvador auf? Wer unterstützt Israel im Krieg gegen das palästinensische Volk? Wer kollaboriert mit Südafrika, das offen Rassismus und Apartheid als Regierungspolitik verkündet hat? Wer schließlich verkündete die These vom begrenzten Kernwaffenkrieg in Europa und schlug jegliche ernsthaften Gespräche zu Fragen einer Begrenzung des Wettrüstens aus? Nicht die Sowjetunion, sondern der amerikanische Imperialismus. Das ist die Wahrheit, die man vor uns zu verbergen sucht.

Michel BUCAILLE,
Saint-Pierre-lés-Elbeuf
(Frankreich)

GLEICHES RECHT FÜR ALLE

Den Sputnik lese ich schon lange, und Eindruck macht auf mich, daß in Ihrem großen Vielvölkerstaat die Achtung vor den Eigenarten selbst der kleinsten nationalen Minderheiten gewahrt bleibt. Das befindet sich in drastischem Gegensatz zu dem, was in kapitalistischen Ländern passiert, wo kleine Völker wachsender kapitalistischer Unternehmerwillkür zum Opfer fallen.

Ramiro DIEZ VELASQUES,
Medellin (Kolumbien)

BEWAHREN SIE SICH VOR DER „MASSENKULTUR"!

Im letzten Jahrzehnt sind in unserem Land das Niveau der Kultur und der Drang zu ihr spürbar gefallen. Das scheint offenbar unvermeidlich. Die Konsumgesellschaft hat keinen Bedarf an wahrhaft intelligenten Menschen. Sie sind schlechte Konsumenten, aber Weniggebildete konsumieren alles, was man ihnen anbietet.

Ich lese Ihre Zeitschrift „Sputnik", komme dadurch mit Ihrer Kultur in Berührung und hole auf diese Weise nach, was mir hier unzugänglich bleibt.

Ich wünsche Ihnen, daß Sie auf dem von Ihnen gewählten Weg weitergehen. Schützen Sie Ihre Jugend vor jener „Massenkultur", wie sie von auswärts eindringen kann.

H. HERMAN,
Liege (Belgien)

DAS WERTVOLLSTE IST DER MENSCH

In Ihrem Februarheft hat mich der Artikel „Staffette der Barmherzigkeit" tief beeindruckt. Diese Rettungstat sowjetischer Menschen ist ein Zeugnis wahrer Menschlichkeit. Niemand zögerte auch nur eine Sekunde, um der kleinen Rasa das Leben zu erhalten. Für mich sind diese Menschen wahre Helden.

Gerhard SCHOLICH,
Dresden (DDR)

Ich konnte nicht ohne Ergriffenheit von der Staffette der Barmherzigkeit lesen, von Menschen, die mit solcher Aufopferung und Freigebigkeit an der Rettung dieses kleinen Mädchens teilnahmen.

Vilfredo BLANCO,
Havanna (Kuba)

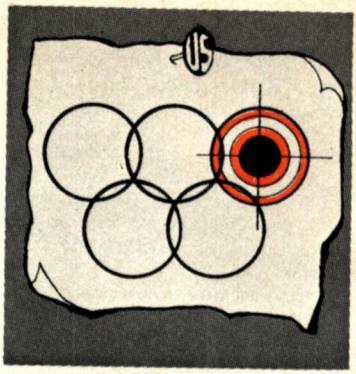
DIE JAGD DER ZUKUNFT

Mit Interesse las ich im Märzheft den Beitrag von A. Stscherbakow „Der Falkner aus Schuschenskoje". Ich selbst befasse mich mit der Beizjagd und bin davon überzeugt, daß das wirklich die Jagd der Zukunft ist. Ihre Zeitschrift wendet sich glücklicherweise von Zeit zu Zeit diesem spannenden Thema zu und gibt eine ausreichende Vorstellung von der „königlichen" Jagd in der UdSSR.

István LAKOS,
Orosháza (Ungarn)

EIN VERDORBENES FEST

Zu Leserbriefen über die Nichtteilnahme der UdSSR an den Olympischen Sommerspielen 1984



In Briefen wird die Redaktion immer wieder gefragt, warum die Sowjetunion nicht an den Spielen der XXIII. Olympiade in Los Angeles teilnimmt, ob es nicht irgendwelche der Allgemeinheit verborgenen Beweggründe gebe?

Es gibt nicht derlei Geheimnisse und es kann sie auch gar nicht geben. Stellen Sie sich nur einen Augenblick vor, daß man Sie zu Besuch einlüde, Sie mit den besten Absichten erschienen und am Tisch finster dreinschauende Gastgeber mit Schlagringen und Knüppeln in den Händen vorfänden, die statt der üblichen Chrysanthemen am Revers Sticker mit der Aufschrift tragen „Wir bringen euch um!" (Im Original heißt es kürzer – „Tötet die Russen!" Diese Anstecker kann man bis jetzt billig in Los Angeles kaufen.)

Aber was sind schon Abzeichen! 150 FBI-Agenten wurden auf „sowjetische Agenten" (so werden unsere Sportler dort bezeichnet) und weitere 300 auf Touristen und Journalisten aus der UdSSR angesetzt. Reklametafeln tauchten auf, die die Sportler aus den sozialistischen Ländern zur Flucht auffordern; für einige Geschäfte Los Angeles' wurden sogenannte Anmacher angeworben, deren Aufgabe darin besteht, jeden „roten" Kunden grundlos des Diebstahls von amerikanischen Waren zu bezichtigen und festzunehmen. In Massenauflage wurden Flugblätter und Broschüren provokatorischen Inhalts verbreitet.

Aber vielleicht hat man das alles nicht im Ernst gemacht und gemeint, sondern nur, um uns einzuschüchtern? Sind vielleicht die sowjetischen Menschen der amerikanischen Presse auf den Leim gegangen, die über die Vorbereitung dieser Aktionen berichtete?

Nein, es gab allen Grund, dem zu glauben: denn alles wurde dem alten Arsenal gewiefter Provokateure und Abenteurer entliehen, und alles, was man in Los Angeles zur Olympiade machen wollte, hat es schon gegeben: die Versuche, Sowjetbürger zur Nichtrückkehr in die Heimat zu veranlassen, das Festhalten sowjetischer Flugzeuge in den Flughäfen vor dem Start,

grobe und ungerechtfertigte Schnüffeleien in den Taschen sowjetischer Bürger ohne nachfolgende Entschuldigung und vieles mehr. Der Unterschied besteht diesmal nur in der Größenordnung, die wahrhaft olympisches Ausmaß erlangte.

Hinter all diesen Aktionen stehen ganz konkrete Personen – nämlich mehr als 150 ultrarechte Gruppierungen und Banden, die sich zusammengetan haben, um „die Teilnahme der Sowjets an der Olympiade '84 zu verbieten". Man könnte annehmen, daß sie jetzt einige Zeit beschäftigungslos blieben. Aber nur für einige Zeit: nicht umsonst standen sie mit hochgestellten Beamten des Weißen Hauses in Verbindung und wurden von ihnen empfangen.

Fragen wir uns jetzt, wer all das brauchte? Wozu mußte man die übriggebliebenen Verräter, ehemaligen Nazis und Überläufer aufpolieren und diese ganze bissige Meute auf die sowjetischen Sportler loslassen, die im fairen Wettstreit die sportliche Ehre ihres Landes auf dem größten Fest des Friedens und der Freundschaft zwischen den Völkern verteidigen wollten? Im alten Griechenland stellte man während der Spiele selbst die Kriege ein, und wahrscheinlich kam da niemandem in den Sinn, die Atempause zu benutzen, um den Gegner mit Schmutz zu bewerfen. In den USA aber wurden weder Mittel noch Mühen – die einer besseren Verwendung wert gewesen wären – gescheut, um das Vertrauen zwischen den Völkern zu unterminieren.

Die sowjetischen Sportler wie die Sportler aus aller Welt bereiteten sich vier Jahre konzentriert auf die Olympiade vor. Sie wollten etwas unter Beweis stellen. Bei internationalen Wettbewerben in den olympischen Sommersportarten im Jahre 1983 erkämpften die Mannschaften der UdSSR 62 erste Plätze und die Sportler der DDR 44, die Gastgeber der Olympiade siegten 28mal. Aber es geht nicht nur um Punkte und Medaillen. Wie die Moskauer Schülerin und Turnweltmeisterin Olga Bitscherowa bemerkte, „ist es schwer, den Leuten Freude zu bereiten, wenn man als Zielscheibe angesehen wird". Und das ist keine Übertreibung: nicht umsonst kaufte das amerikanische NOK eine Partie Waffen, darunter leichte MG – wohl kaum, um Cocas zu öffnen.

Von welchem Sport, von welchen Leistungen und mehr noch, von welcher Freude kann unter den Bedingungen zügelloser Verleumdungen, antisowjetischer Psychose und unverhüllter Androhung physischer Gewalt die Rede sein!

Die Sowjetmenschen und mit ihnen alle gesitteten Menschen auf der Erde können nur bedauern, daß dieses bedeutende Fest verdorben wurde. Aber welcher Vater, welche Mutter der jungen Sportler würden zustimmen, ihre Kinder auf einen Hexensabbat zu schicken?

Das Fest des Sportes ist verdorben. Mögen jene darüber nachdenken, die vom Kapitol in Washington aus gewohnt sind, auf die öffentliche Meinung zu spucken, die wohl glauben, daß sie sich so leichter den Weg zur Weltherrschaft bahnen. Gründe, sich darüber Gedanken zu machen, gibt es ausreichend.

Die Redaktion

Vor vierzig Jahren, Ende Sommer 1944, nachdem die Sowjetarmee den Widerstand des faschistischen Deutschland gebrochen und einen bedeutenden Abschnitt der Staatsgrenze der UdSSR wiederhergestellt hatte, schritt sie zur Befreiung der Völker Europas von der faschistischen Sklaverei.

WER BEFREITE EUROPA?

Oleg RSHESCHEWSKI,
Doktor der Geschichtswissenschaften, Professor

Aus der Zeitung PRAWDA

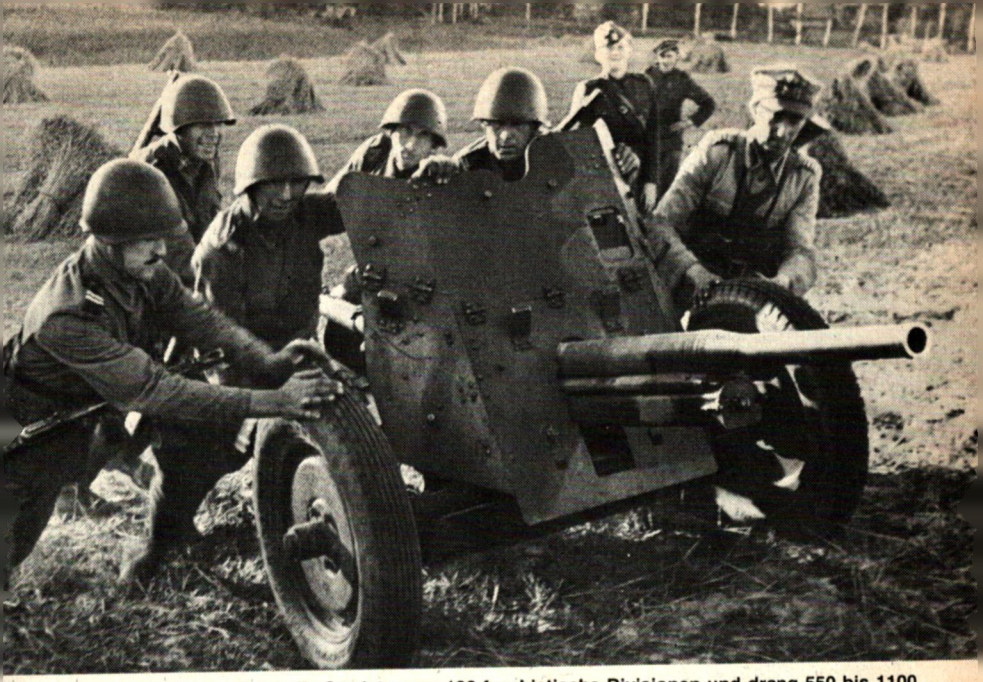
Fotos: APN/TASS

Zu Beginn des Großen Vaterländischen Krieges waren 12 Länder Europas – Österreich, die Tschechoslowakei, Albanien, Polen, Dänemark, Norwegen, die Niederlande, Belgien, Luxemburg, Frankreich, Jugoslawien und Griechenland – von den Faschisten besetzt. Ihre Unabhängigkeit war ausgelöscht, die Bevölkerung Terror ausgesetzt und in einigen Staaten von Vernichtung bedroht. Großbritannien schwebte ebenfalls in der Gefahr einer nazistischen Invasion.

In den Berliner Stäben wurden die Hauptstoßrichtungen ausgearbeitet, die die Erde wie mit einem Ring umgeben sollten. Die Aggressoren hatten sich ausgerechnet, im Herbst 1941 an die Eroberung Afghanistans, Irans, Iraks, Ägyptens und schließlich Indiens gehen zu können, wo eine Vereinigung der deutschen mit den japanischen Truppen vorgesehen war. Es waren Pläne für die „Lösung der englischen Frage" ausgearbeitet worden, um den „Einfluß der Angelsachsen in Nordamerika zu nehmen". Die Schlüsselposition für die Versklavung der Welt kam dabei nach Vorstellung der Aggressoren dem Blitzfeldzug gegen die UdSSR zu. Der triumphale Kriegserfolg im Westen, schrieb Wehrmachtsgeneral K. Tippelskirch, brachte Hitler zu der Überzeugung, daß ihm ein solcher Erfolg auch im Krieg gegen die Sowjetunion sicher sei.

Am 22. Juni 1941 ließ Hitler seine Kriegshorde und die Truppen seiner Verbündeten Ungarn, Rumänien, Finnland und Italien auf die Sowjetunion los. Der sowjetische Faktor, der zum entscheidenden im zweiten Weltkrieg und bei der Befreiung der Völker der Erde vom faschistischen Joch werden sollte, kam ins Spiel.

Der angesehene französische Politiker F. Grenier schreibt in seinen Erinnerungen: „Bis zu diesem Tag sahen selbst die Franzosen, die noch nicht vollends den Glauben an die Zukunft verloren hatten, nicht die Kraft, die Hitler hätte besiegen können. Jetzt hatte sich alles verändert. An diesem Sonntag keimte in den Herzen vieler Millionen Franzosen eine große Hoffnung."



Im Jahre 1944 zerschlug die Sowjetarmee 136 faschistische Divisionen und drang 550 bis 1100 Kilometer nach Westen vor. Foto oben: sowjetische Artilleristen und Kämpfer der 1. Polnischen Armee bereiten sich auf Angriffshandlungen vor. Foto unten: am 24. Juli in den Straßen der befreiten polnischen Stadt Lublin.

An der sowjetisch-deutschen Front wurden die Hauptkräfte des faschistischen Deutschland, seiner Verbündeten und Satelliten zermahlen. In den ersten zehn Kriegsmonaten betrugen allein die Verluste Deutschlands im Heer an Getöteten, Verwundeten und Vermißten 1,5 Millionen Menschen. Das war fünfmal mehr als alle Verluste der Wehrmacht im vorhergehenden Feldzug in Polen, Nordwesteuropa, Westeuropa und auf dem Balkan.

Besondere Bedeutung für den Verlauf und den Ausgang des zweiten Weltkrieges hatten die Stalingrader und die Kursker Schlacht. An diesen gigantischen und verheerenden Kämpfen nahmen auf beiden Seiten Millionen Menschen teil. Die allgemeinen Verluste des Gegners überstiegen zwei Millionen Soldaten und Offiziere. Die sowjetischen Streitkräfte brachen der Wehrmacht das Rückgrat, leiteten die entscheidende Wende im Großen Vaterländischen Krieg und im zweiten Weltkrieg insgesamt ein.

Der Kampf der Sowjetunion beflügelte die Völker der versklavten Länder zu aktiven Handlungen gegen die Okkupanten. Bis zum Sommer 1944 nahmen am Volksbefreiungskrieg Jugoslawiens, der nach dem Überfall Deutschlands auf die UdSSR begonnen hatte, wie auch an den Widerstandsbewegungen Polens, der Tschechoslowakei, Griechenlands, Frankreichs, Bulgariens und Italiens mehr als 2,2 Millionen Menschen teil.

Die Hilfe der Sowjetunion für die Völker anderer Staaten im Kampf gegen den Faschismus trug vielfältigen Charakter. Auf dem Territorium der UdSSR und mit ihrer Unterstützung formierten sich nationale Truppenteile und Einheiten Polens, der Tschechoslowakei und Rumäniens. Am sowjetischen Himmel begann das französische Geschwader „Normandie-Neman" seinen Kampfweg. Antifaschistische Patrioten erhielten von der UdSSR Waffen, Führungs- und Transportmittel, Munition, Treibstoff und Ausrüstungen. Zu diesen nationalen Formationen gehörten am Ende des Krieges etwa 555 000 Menschen. Sowjetische Flieger starteten tausendemal nach Jugoslawien, um die Volksbefreiungsarmee mit einer großen Zahl verschiedener Güter zu versorgen. Beträchtliche Hilfe mit Kampftechnik und anderen Gütern erwies die Sowjetunion auch den Kämpfern gegen den Faschismus in Albanien, Griechenland und Ungarn. Große Bedeutung für die Entfaltung des Befreiungskampfes hatten die Aktionen sowjetischer Partisaneneinheiten in Polen und der Tschechoslowakei. In den schwersten Kriegstagen teilte das sowjetische Volk brüderlich alles, was es hatte, mit den Völkern anderer Staaten.

Als die sowjetischen Streitkräfte 1944 an die Befreiung Europas gingen, kämpften Schulter an Schulter mit ihnen polnische und tschechoslowakische Truppeneinheiten, aber auch der Armeen Jugoslawiens, Bulgariens, Rumäniens und einzelne Einheiten anderer Länder.

Die Politik der Sowjetunion gegenüber den von ihr befreiten Staaten war klar. In der Erklärung der Regierung der UdSSR über den Einmarsch der Roten Armee auf polnisches Territorium wurde darauf hingewiesen, daß die sowjetischen Truppen fest entschlossen sind, „die feindlichen deut-

Januar 1945. Befreite KZ-Häftlinge in Auschwitz. In den Kriegsjahren brachten die Hitlerschen Unmenschen allein in diesem Lager mehr als vier Millionen Bürger der UdSSR, Polens, Frankreichs, Belgiens, der Niederlande, der Tschechoslowakei, Ungarns und anderer Staaten um.

Am 13. Februar 1945 war Budapest befreit. Schon am nächsten Tag begannen sowjetische Pioniere die Stadt zu entminen.

schen Armeen zu vernichten und dem polnischen Volk bei der Befreiung vom Joch der deutschen Eroberer und der Wiederherstellung einer unabhängigen, starken und demokratischen Republik Polen zu helfen".

Die gleichen Ziele lagen der Befreiungsmission der Sowjetunion in jedem der Länder zugrunde.

Menschen verschiedener Nationalitäten und sozialer Herkunft begrüßten begeistert ihre Befreier. So berichtete die Radiostation „Freies Jugoslawien": „Täglich treffen Briefe aus Serbien und Vojvodina ein, die den noch nie dagewesenen Enthusiasmus unseres Volkes beschreiben, das begeistert die Rote Armee begrüßt." „Die Rolle, die die Sowjetunion bei der Vernichtung des Nazismus spielt, wird niemals in Norwegen vergessen", telegrafierte der norwegische Premierminister J. Nygaarsvold nach Moskau. Unter Betonung dessen, daß die Siege der Roten Armee allen versklavten Völkern Europas den Weg zur Freiheit öffneten, sagte General Charles de Gaulle: „Die Franzosen wissen, was Rußland getan hat, und sie wissen, daß namentlich Rußland es war, das die Hauptrolle bei ihrer Befreiung spielte."

Am 6. Juni 1944 setzten Großbritannien und die Vereinigten Staaten von Amerika mit aktiver Unterstützung durch die Kräfte der französischen Résistance ihre Truppen im Norden Frankreichs in der Operation „Overlord" an Land. Das war das bedeutendste Landemanöver des zweiten Weltkrieges.

Die zweite Front spielte eine positive Rolle im Kampf der Anti-Hitler-Koalition gegen das faschistische

Empfang für Semjon Boiko, einen sowjetischen Flieger, der als erster in diesem durch jugoslawische Partisanen befreiten Gebiet landete.

20. Oktober 1944. Beisetzung sowjetischer und jugoslawischer Kämpfer, die in der Schlacht um Belgrad gefallen waren.

Deutschland und seine Verbündeten. Die Sowjetmenschen würdigten gebührend die Völker Amerikas und Englands, ihre Soldaten, Matrosen und Offiziere, die viel taten, um dem Sieg näherzukommen.

Dennoch war die zweite Front erst drei Jahre nach dem hinterhältigen Überfall des faschistischen Deutschland auf die UdSSR eröffnet worden. Drei von fast vier Kriegsjahren mußte das sowjetische Volk im wesentlichen allein den schweren und blutigen Kampf gegen die gut ausgerüstete Hitlersche Kriegsmaschinerie führen. Und selbst nach der Landung der Alliierten blieb die sowjetisch-deutsche Front die hauptsächliche und ausschlaggebende. Anfang Juli 1944 handelten hier 235 Divisionen, im Westen aber nur 65 Divisionen des Gegners.

Warum warteten die Alliierten so lange ab? Auf ihr entschlossenes Handeln hofften doch nicht nur die Völker der Sowjetunion, sondern auch vieler Länder Europas und der Welt, darunter der USA und Großbritanniens?

Die Antwort ist einfach. In der Frage der Organisierung der zweiten Front zeigte sich deutlich das imperialistische Klassenwesen der Politik bestimmter Regierungskreise der USA und Großbritanniens, die ihre Hoffnungen auf ein Ausbluten des Sowjet-

staates und auf die Schwächung ihres Konkurrenten, des faschistischen Deutschland, setzten.

Besondere Bedeutung für den Erfolg des Landemanövers und der folgenden Handlungen der Alliierten hatten die Offensiven der Roten Armee im Sommer und Herbst 1944. Bei einer Rede im Parlament sagte Winston Churchill am 28. September 1944: „Rußland bindet und schlägt bedeutend mehr Kräfte, als den Verbündeten im Westen gegenüberstehen."

Man kann nur bedauern und darüber erstaunt sein, daß jetzt einige amerikanische Historiker zu behaupten versuchen, die Russen hätten Hitler indirekt dadurch geholfen, daß sie nicht ihre Absicht bekundet hätten, die Landung der Alliierten zu erleichtern. (Encyclopedia Americana, Band 29, Seite 437.)

Die Sowjetunion erfüllte gewissenhaft und konsequent ihre Bündnispflichten. Als im Dezember 1944 die amerikanisch-britischen Truppen infolge eines unerwarteten Gegenschlages der deutschen Divisionen in den Ardennen in eine schwierige Lage gerieten, begann das Hauptquartier des Oberkommandos auf Bitte Großbritanniens und der USA acht Tage früher als geplant, am 12. Januar 1945, einen mächtigen Angriff der sowjetischen Truppen, der den westlichen Verbündeten half, aus der schweren Krise herauszukommen.

So handelte die Sowjetunion. Eine andere Politik betrieben die britisch-amerikanischen Verbündeten.

Im Nationalarchiv der Vereinigten Staaten wird ein Protokoll einer Sitzung des Vereinten britisch-amerikanischen Stabes vom 20. August 1943 aufbewahrt, in deren Verlauf die Perspektiven der Politik der USA und Großbritanniens gegenüber der UdSSR erörtert wurden. Punkt neun des Protokolls „Militärische Aspekte in den Beziehungen zu Rußland" weist darauf hin, daß die Frage diskutiert wurde, „ob die Deutschen nicht den Einmarsch der anglo-amerikanischen Truppen in Europa ermöglichen könnten, um den Russen eine Abfuhr zu erteilen". Kaum vorzustellen, daß im Jahre 1943, als die Sowjetunion im blutigen Kampf mit dem faschistischen Reich den Weg zur Befreiung der Völker vom faschistischen Joch bahnte, die herrschenden Militärs der USA und Großbritanniens eine derartige Frage besprachen. Doch so verhielt es sich.

Die Befreiungsmission, die die Rote Armee in der Schlußetappe des Großen Vaterländischen Krieges und des zweiten Weltkrieges erfüllte, hat unvergängliche Bedeutung. Achteinhalb Millionen sowjetischer Soldaten und Offiziere führten einen erbitterten Kampf mit dem faschistischen Deutschland und dem imperialistischen Japan hinter den Grenzen unserer Heimat, befreiten vollständig oder teilweise 13 Länder Europas und Asiens mit einer Bevölkerung von ungefähr 150 Millionen Menschen.

Mehr als eine Million sowjetischer Kämpfer gaben ihr Leben auf diesem Befreiungsweg. Sie fielen für die Sicherung des Friedens auf der Erde. Dafür, daß die aggressive Stoßkraft des Imperialismus jener Zeit – der deutsche Faschismus – gebrochen wurde. Die Rote Armee zerschlug diese Kraft und gewährleistete so den Völkern das Recht, selbst über ihr Schicksal zu gebieten.

Der Raub alter Bilder aus Museen ist heute im Westen beinahe Routinesache. Nach UNESCO-Angaben wurden dort allein seit Ende des zweiten Weltkriegs von „Verehrern der Malerei" 81 929 Kunstwerke geraubt.

Ende des vorigen Jahres erregte ein Bilderraub im sozialistischen Ungarn großes Aufsehen. Aus dem Budapester Museum der Schönen Künste waren Meisterwerke weltbekannter Maler verschwunden. Wohin führten die Spuren?

BILDERRAUB IN BUDAPEST

Pawel BONDAREWSKI

Aus der Zeitung SOWJETSKAJA ROSSIJA

Fotos: MTI

Es geschah am Abend des 5. November 1983. Die Täter hatten sich eine Reihe günstiger Umstände zunutze gemacht. Das Gebäude des Budapester Museums der Schönen Künste wurde gerade renoviert und war von Baugerüsten umgeben. Über diese hatte man aus Sicherheitsgründen über die ganze Gerüsthöhe ein Kunstfasernetz gespannt, das sich als gute Tarnung für die Täter erwies. Das Fenster, durch das sie eindrangen, lag im zweiten Stock, es hatte kein Schutzgitter und ging auf die menschenleere Straße des Zoologischen Gartens hinaus. In der Nähe gibt es keine Gebäude. Auf der anderen Seite des Fahr-

damms befindet sich lediglich der große Budapester Vergnügungspark Városliget, und auch dieser liegt abends recht vereinsamt da. Trotz allem hatten es die Einbrecher mächtig eilig. Als die Polizei am Tatort eintraf, entdeckte sie auf dem Parkett herumliegende Bilderrahmen, einen Plastebeutel und einen Schraubenzieher. Die Diebe waren mit ihrer kostbaren Beute auf dem gleichen Wege auf die Straße zurückgekehrt und hatten sich in einem bereitstehenden Wagen schleunigst davongemacht.

Sieben Bilder weltbekannter italienischer Meister waren gestohlen worden: Raffaels „Madonna Eszterházy" und „Das Bildnis eines jungen Mannes", das „Frauenporträt" und das

Ein Offizier der griechischen Gendarmerie nimmt die aufgefundenen Gemälde in Augenschein.

Sie raubten die Bilder aus dem Budapester Museum der Schönen Künste.

„Männerporträt" von Jacopo Tintoretto, die „Maria mit sechs Heiligen" von Giovanni Battista Tiepolo und „Die Heilige Familie während der Rast auf der Flucht nach Ägypten" von Giovanni Domenico Tiepolo sowie „Das Porträt Giorgiones" – neben Tizian Hauptvertreter der Hochrenaissance-Malerei in Venedig, das ein unbekannter Meister gemalt hatte.

Seltsam war, daß die Täter von den anderen Bildern, die daneben hingen und ebenfalls überaus wertvoll waren, kein einziges angerührt hatten. Bei ihrer „Stippvisite" hatten sie es haargenau auf diese sieben Kunstwerke abgesehen. Offensichtlich waren sie von einem Kunden „im voraus bestellt worden". Zwar konnten die Personalien der unmittelbaren Täter und des „Sammlerfreunds" nicht sofort ermittelt werden, dennoch ließ sich mit ziemlicher Gewißheit annehmen, daß dieser Bilderraub

von einem bekannten italienischen illegalen Händlerring, der sich mit der Beschaffung und dem Vertrieb geraubter Kunstschätze befaßte, organisiert sein mußte.

Raffaels „Bildnis eines jungen Mannes" war Anfang des vorigen Jahrhunderts von Herzog Miklós Eszterházy als ein Werk Bernardino Luinis erworben worden. Als solches wurde es auch in einem Kunstkatalog aus dem Jahre 1820 registriert. Späterhin wurde das Bild in einer Privatsammlung und dann auch in Museen als Raffaels Selbstbildnis geführt. Erst vor einigen Jahren stellte die bekannte ungarische Kunstwissenschaftlerin Klára Garas, heute Direktorin des Budapester Museums der Schönen Künste, mit Sicherheit fest, daß das zu Beginn des 16. Jahrhunderts gemalte „Selbstbildnis" des großen Meisters in Wirklichkeit eine andere historische Persönlichkeit darstellt und zwar – Pietro Bembo – Dichter, Humanist und Sprachforscher der Renaissance, später Kardinal. In mühseligen Forschungen fanden

Athen. Der Botschafter Ungarns in Griechenland Istvan Dobos unterschreibt die Urkunde über die Entgegennahme der geraubten Kunstschätze. Links im Bild die Direktorin des Budapester Museums Dr. Klara Garas.

Die geraubten Gemälde. Raffael: Das Bildnis eines jungen Mannes

Giovanni Domenico Tiepolo: Die heilige Familie während der Rast auf der Flucht nach Ägypten

Jacopo Tintoretto: Männerporträt

Raffael: Madonna Eszterházy

ungarische Wissenschaftler vor kurzem auch den Autor eines anderen geraubten Gemäldes „Die Heilige Familie während der Rast auf der Flucht nach Ägypten" heraus. Dieses Bild, das Giovanni Battista Tiepolo zugeschrieben wurde, ist in Wirklichkeit von seinem Sohn und Schüler Giovanni Domenico Tiepolo gemalt worden.

An diesen alten Kunstwerken interessierte die Täter nur deren Preis – insgesamt etwa 80 Millionen Dollar.

Am Abend des 6. November 1983 informierte das ungarische Fernsehen die Öffentlichkeit über den Kunstraub. Von diesem Augenblick an wurden die Polizei, die Grenztruppen, die Zoll- und Finanzinspektion bei ihren Fahndungen und Ermittlungen von Tausenden freiwilliger Helfer unterstützt. Ununterbrochen klingelten die Telefone. Die Anrufe kamen von überall her, selbst aus dem Ausland. Dieser gewaltige Informationsstrom sollte sich als sehr nützlich erweisen. Mit Hilfe eines Computers konnten viele wertvolle Hinweise gewonnen werden.

In die Ermittlungen schalteten

Jacopo Tintoretto: Frauenporträt

Unbekannter Meister der Giorgioneschule: Das Porträt Giorgiones

Giovanni Battista Tiepolo: Maria mit sechs Heiligen

sich die zuständigen Organe der sozialistischen Nachbarländer und die Pariser Zentrale von Interpol ein.

Am 10. November wurden in der kleinen Ortschaft Százhalombatta, etwa vierzig Kilometer südlich von Budapest, neue Spuren entdeckt. Aus einem in die Donau mündenden Abwässerkanal fischte man einen Jutefasersack heraus, der den Firmenstempel eines italienischen Agrarbetriebs trug. Im Sack befanden sich ein ebensolcher Plastebeutel wie der am Tatort zurückgelassene sowie der Blendrahmen von Raffaels „Madonna Eszterházy".

Die Tatsache, daß dieser Jutefasersack aus Italien stammte, hatte an und für sich noch nichts zu besagen. Solche Säcke gibt es in vielen landwirtschaftlichen Betrieben. Und trotzdem war es gerade dieser Fund, der die Fahndungsorgane weiterbrachte.

Am 11. November erschien auf einem Polizeirevier in Pest ein Mann mittleren Alters, der erklärte, vor ein paar Tagen sei seine Tochter – die 16jährige Katalin Jónás – verschwunden. Sie spreche fließend Italienisch, sagte der Vater, und sei oft mit Tou-

Die wertvolle Fracht trifft auf dem Budapester Flughafen Ferihagy ein.

Pressekonferenz im Museum der Schönen Künste nach der Wiederkehr der geraubten Gemälde.

Bei einer Überprüfung der Gemälde auf eventuelle Schädigungen

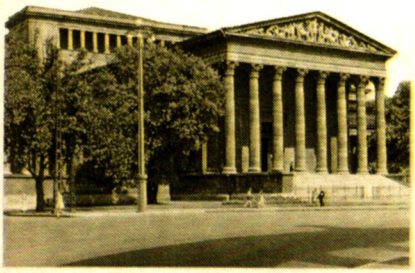
risten aus Italien zusammengewesen. Nach einiger Zeit konnte ermittelt werden, daß sich unter Katalins Bekannten auch die beiden Italiener Ivano Scianti und Graziano Ironi befanden, die mit gefälschten Pässen nach Ungarn eingereist waren. Beide hatten in ihrer Heimat Raubüberfälle und Morde verübt, ihnen galt bereits die Aufmerksamkeit der ungarischen Kriminalpolizei.

Katalin Jónás wurde am 6. Dezember ausfinding gemacht, am 15. Dezember nahm man zwei Ungarn – Komplicen der Kunsträuber – fest. Es handelte sich um die Vorbestraften Gusztáv Kovács und József Raffai. Am gleichen Tag entdeckte die Polizei unter Mitwirkung von freiwilligen Helfern und anderen Bürgern einen vergrabenen Polyäthylenbeutel, in dem sich Raf-

faels „Bildnis eines jungen Mannes“ befand. Die Kunsträuber hatten ihren Compagnons dieses Bild als Pfand überlassen, weil sie die vereinbarte Belohnung schuldig geblieben waren. Die übrigen sechs Bilder hatte man bereits im Morgengrauen des 6. November über die Grenze geschmuggelt.

Am. 5. Januar wurde aufgrund des von Ungarn vorgelegten Beweismaterials durch die italienische Polizei ein gewisser Giacomo Morini verhaftet. Er gab zu, am Budapester Bilderraub beteiligt gewesen zu sein, und nannte auch seine Komplicen – die beiden Kriminellen I. Scianti und G. Ironi, die den ungarischen Ermittlungsorganen bereits bekannt waren, sowie die Handlanger Giordano Incenti und Carmine Palmese. Aus Morinis Aussagen erfuhr man schließlich auch, wer diese Kunstwerke „bestellt“ hatte. Kein geringerer als der griechische Industrielle Efthimios Moskoklaides.

Budapest. Das Museum der Schönen Künste



Morini teilte ferner mit, daß er zusammen mit dem Bandenchef I. Scianti drei Monate vor dem Bilderraub in der Villa des Millionärs gewesen sei. Diese befände sich in dem kleinen Ort Itea an der nördlichen Küste des Golfs von Korinthos in Mittelgriechenland. Und dort sei man auch handelseinig geworden.

Wie eine Athener Nachrichtenagentur meldete, ist Moskoklaides von der griechischen Polizei verhaftet worden. Obwohl er seine Mittäterschaft an diesem Verbrechen hartnäckig bestritt, bewiesen immer neue Indizien das Gegenteil. In dieser Villa in Itea liefen allzuviele Fäden zusammen.

Einer dieser Fäden zog sich auch zum Klostergarten der Kleinstadt Patry auf der Peloponnes-Halbinsel auf der anderen Seite des Golfs von Korinthos. Gerade hier entdeckte die griechische Polizei einen in der Erde vergrabenen Koffer, in dem die sechs anderen aus dem Budapester Museum geraubten Bilder lagen.

... Am 22. Januar übergaben die griechischen Behörden die Kunstwerke ungarischen Vertretern. Nun hängen alle sieben Bilder der großen italienischen Meister wieder an ihrem alten Platz. Von neuem erfreuen sie die zahlreicher gewordenen Besucher des Budapester Museums der Schönen Künste.

„Informationen im Dienste von Frieden und Völkerfreundschaft" – so lautet die Devise der Presseagentur Nowosti (APN), des Informationsorgans der gesellschaftlichen Organisationen der UdSSR.

APN gibt illustrierte Zeitschriften und Zeitungen in 46 Sprachen heraus und vertreibt sie in 130 Ländern. In diesen Periodika wird über die Innen- und Außenpolitik der UdSSR, über Erfolge und Probleme unseres Landes, über die Entwicklung von Wirtschaft, Wissenschaft und Kultur sowie über das Leben der Völker der UdSSR berichtet.

Lesen Sie die Zeitschriften und Zeitungen der Presseagentur Nowosti!

Abonnieren können Sie sie bei den APN-Büros sowie bei Firmen und Organisationen, die sowjetische Periodika vertreiben (Anschriften siehe S. 176).

Nach Schätzungen von Demographen wird im Jahr 2000 die Hälfte der Erdbevölkerung in Städten leben. Ein gewaltiges Wachstum der Haushaltabfälle ist zu erwarten.

Praktisch alles, was für die Bedürfnisse des Menschen produziert wird, verwandelt sich mit der Zeit in Müll. Was hat man nicht alles mit ihm gemacht: vergraben, verbrannt, möglichst weit weg von den Siedlungen gebracht! Aber schon das Alte Rom zog in dieser „Schlacht" den kürzeren. Mit Müll wurde wie bekannt das berühmte Forum Romanum zugeschüttet.

In unserer Zeit hat die Beseitigung der Haushaltabfälle globalen Charakter erlangt. Die Müllhalden in den Millionenstädten lassen sich kaum anders als Mount Everests des Abfalls be-

WOHIN MIT DEM STADTMÜLL?

Aelita ASSOWSKAJA, Kandidat der physikalisch-mathematischen Wissenschaften

Aus der Zeitschrift SNANIJE – SILA

Fotos: Igor BREL

zeichnen. Jedes Jahr wirft der Städter bis zu einer Tonne unnötigen Krams weg, der schließlich auf den Müllabladeplätzen landet. Sie nehmen Hunderte Hektar Bodens weg, der auf lange Zeit jeglicher Nutzung entzogen ist. Alle diese Halden sind zudem noch unhygienisch. Die Müllberge ziehen eine Unzahl von Nagern und Vögeln an, die die verwesenden Deponiestoffe noch verstreuen. Niederschläge verschwemmen die Schadstoffe, die schließlich ins Grundwasser geraten und es verseuchen. Auf großen Müllkippen wächst nicht nur kein Gras, sondern für 50–100 Jahre darf hier nicht gebaut werden, ist es untersagt, Versorgungsleitungen zu legen.

Auf den Halden geht unwiderruflich eine Menge für die Menschen nützlicher und wertvoller Stoffe verloren, darunter organische Substanzen. Wir nehmen sie aus der Natur, noch dazu in be-

Die industrielle Aufarbeitung des Mülls beginnt in den biothermischen Trommeln, wo unter der Einwirkung von Mikroorganismen der Müll in 48 Stunden zu Kompost „reift".

trächtlichen Mengen und geben ihr nichts dafür als Ersatz zurück. Zu guter Letzt kann das zu einer ernst zu nehmenden Störung des ökologischen Gleichgewichts führen.

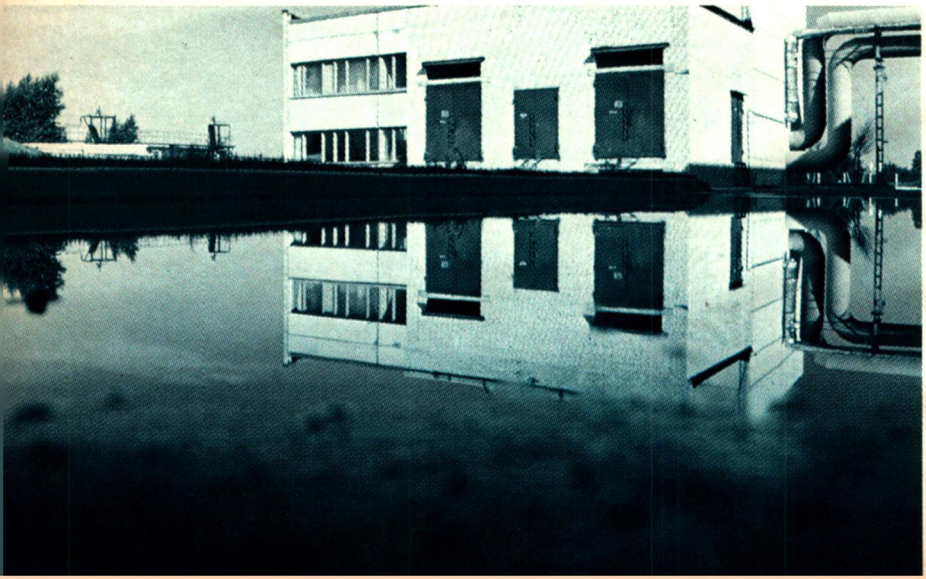
Die wirksamste Methode der Müllbeseitigung liegt unter den gegenwärtigen Bedingungen in seiner industriellen Verarbeitung.

WIE SOLL DAS GEHEN?

Spezialisten erarbeiteten viele Technologien, die die Müllberge wieder in für die Industrie und Landwirtschaft nötige Stoffe umwandeln. Zu den Betrieben, die sich damit befassen, gehört auch das Leningrader automatisierte Werk zur Umwandlung fester Abfälle, das allein 35–40 Prozent des Stadtmülls (das entspricht etwa 900 000 m^3) frißt.

Der Müll kommt hier zunächst auf Fließbänder, wo mit Hilfe von Magnetabscheidern Schwarzmetalle ausgebracht werden, die dann als kompakte Pakete zur Schmelze in metallurgische Betriebe versandt werden. Aber im Hausmüll, besonders in Konservenbüchsen, aber auch anderen Gegenständen sind weitere wertvolle Materialien wie Zinn, Kupfer, Zink und Messing enthalten. Bis vor kurzem gewann man sie erst in den metallurgischen Betrieben zurück, wohin die Blechpakete geschickt werden. Heute geschieht das im Leningrader Werk selbst.

Der von Metall freie Müll ge-



Die metallischen Bestandteile im Müll werden zu Blechpaketen gepreßt und in die Schmelzerei (Foto oben) transportiert. Die Kompostmasse nutzt man als Bodenwärme in Gewächshäusern (Foto unten rechts).

langt dann in biothermische Trommeln von 60 Meter Länge und etwa vier Meter Durchmesser. Sie drehen sich langsam, wobei sich die Abfälle vermischen. In die Trommeln gedrückte Luft führt zu einem aktiven Zersetzungsprozeß. Unter der Einwirkung von Mikroorganismen werden alle organischen Komponenten des Mülls in ihre Bestandteile zerlegt. Dabei erhöht sich die Temperatur des Mülls, zu dem man richtiger eigentlich Kompost sagen müßte, auf 60–70 Grad Celsius. Krankheitserregende Mikroben sterben ab, und der Kompost wird schadstofffrei.

Nach 48 Stunden ist der Kompost gereift. Dennoch gibt es in ihm noch viele unterschiedliche Überreste. Um sie auszusondern,

sickert die Masse durch riesige Siebe, wo sich das in den Biotrommeln zersetzte Material in Kompost und Ballast scheidet. Jetzt kommt die Hauptsache – den Glasbruch loszuwerden. Er ist der größte Feind des Komposts, darf doch der Dünger so nicht ausgebracht werden. Wenn aber das Glas auf Feinkorngröße zermahlen würde, also alle scharfkantigen Flächen verschwänden, dann würden die Körnchen den Pflanzenwurzeln nicht mehr schaden.

Zu diesem Zweck gelangt das ganze Material nach dem Sieben in einen vertikalen Schacht, wo es auf einen Strom aufsteigender Luft trifft. Die leichten, insbesondere organischen Bestandteile werden von diesem Strom mitgerissen. Zurück bleiben nur Glas- und Keramikbruch, die in eine Mühle kommen.

Der die Siebe nicht passierende Ballast wie Gummi, Plaste und Holz wurde früher erneut auf die Halden verbracht – immerhin fast ein Viertel alles Hausmülls. Inzwischen ist es gelungen, den Ballast erfolgreich mit Hilfe der Pyrolyse weiter zu verarbeiten. Dadurch erhält man so wertvolle Produkte wie Heizgas, Bitumen und feste kohlenstoffhaltige Verbindungen. Letztere werden heute besonders breit in der Metallurgie als Ersatz für Graphit verwendet.

Das End- und Hauptprodukt des Betriebes ist aber der Kompost. Äußerlich erinnert er an gewöhnliche Erde. Dabei handelt es sich um eine biologisch aktive Substanz, die man bedeutend effektiver als nur zu Düngezwekken einsetzen kann. Dank den sich im Kompost vollziehenden mikrobiologischen Abläufen behält der Kompost für geraume Zeit eine hohe Temperatur, was seinen Einsatz als Biobrennstoff zum Vorwärmen des Bodens in Gewachshäusern erlaubt. Die Bioenergie des Komposts reicht für zwei Ernten. Danach kann man ihn aufs freie Feld ausbringen und als gewöhnlichen Dünger nutzen.

Das Leningrader Werk ist das erste seiner Art in der Sowjetunion, das praktisch alles für die Volkswirtschaft zurückgewinnt, was in den städtischen Mülldeponien steckt. Außerdem verschmutzt es nicht mit seinen Abprodukten die Umwelt und entzieht ihr nicht einmal für technische Zwecke Wasser.

WIE KRIEGT MAN DEN MÜLL BESSER WEG?

Die Müllverarbeitung im Werksmaßstab erleichterte zwei-

fellos beträchtlich die Müllbeseitigung in den Millionenstädten. Dennoch gibt es eine Schwierigkeit, die bis vor kurzem unlösbar schien – der Transport des Mülls.

Moderne Großstädte und noch mehr Megapolen nehmen riesige Flächen ein und haben die Tendenz, weiter auszuwuchern. In einer solchen Stadt machen die Müllfahrzeuge an einem Arbeitstag nicht mehr als zwei Touren. Was für ein Park von Spezialfahrzeugen ist da erforderlich, um jährlich einige Millionen Kubikmeter Müll zu beräumen! Wenn man dann noch die Ausgaben für den Treibstoff hinzuzieht, kann man unschwer erkennen, daß der Müll gegenwärtig schon mit Gold aufzuwiegen ist.

In Leningrad wird die Müllabfuhr jetzt auf folgende Weise gelöst: Unweit der Station Predportowaja, die der Stadt wesentlich näher liegt als das Werk, wurde ein neuer Annahmestützpunkt für Haushaltmüll eingerichtet, wodurch die Leertouren der Müllfahrzeuge spürbar eingeschränkt werden konnten, die Beräumungsquote im Zentrum aber arbeitstäglich erhöht werden konnte.

Die hier eintreffenden Abfälle werden automatisch komprimiert und in Containern verladen, die nicht auf die Halde, sondern mittels Druckluft auf Paletten durch Rohrleitungen geradenwegs in die Sortieranlagen des Werks befördert werden. Diese pneumatische Linie hat eine Länge von elf Kilometern.

Die Inbetriebnahme dieses Systems erlaubte es zwei der fünf bestehenden kommunalen Halden zu schließen. In absehbarer Zeit wird ein zweiter Komplex zur Weiterverarbeitung fester Haushaltabfälle gebaut, bis 1990 ist die Nutzung eines dritten vorgesehen.

Sowjetische Spezialisten schlagen noch ein interessantes Projekt vor: die Vakuumsammlung von Müll anstelle der traditionellen Müllschlucker in Wohnhäusern. Der Müll wird aus den Wohnungen abgesaugt und durch Rohre zur Müllwirtschaft transportiert. Entsprechende Versuche sind im neuen Leningrader Wohnbezirk Schuwalowo-Oserki vorgesehen.

Man darf annehmen, daß in der Perspektive alle großen Städte der Welt mit derartigen Müllbeseitigungssystemen ausgerüstet werden. Aber mit der Zeit, so möchte man wenigstens hoffen, denkt sich der Mensch etwas prinzipiell Neues für die Reinhaltung der Großstädte aus.

Sammlerecke

OLYMPIA-MARKEN NACH DEN WINTERSPIELEN

Olympia '84 ist fast schon Vergangenheit, aber wir kehren noch einmal mit einer Markennachlese in die Berge von Sarajevo zurück.

1924, vor 60 Jahren, fanden in dem französischen Winterkurort Chamonix die ersten Olympiawettkämpfe in den Wintersportarten statt. Daran beteiligten sich 293 der besten Athleten aus aller Welt. Bei der 14. Winterolympiade in Sarajevo stritten mehr als 2000 Sportler aus 49 Staaten um Olympiaehren.

Die Rekordmarken im Weltsport haben sich seitdem beträchtlich verändert. In Chamonix z. B. galt der Finne Julius Skutnabb mit seinen 18:04,8 min im 10 000-m-Eisschnellauf als unangefochtener Sieger.

Der sowjetische Eisläufer und Olympiasieger Igor Malkow benötigte in Sarajevo für die gleiche Distanz 14:39,9 min.

Die Sportler der Sowjetunion nahmen zum achten Mal an Winterspielen teil, bei denen sie 67 Goldmedaillen erkämpften. Diesmal brachte ihnen die Winterolympiade sechs Titelgewinne ein.

Der 14. Winterolympiade wurde ein Briefmarkensatz mit Darstellungen folgender Wintersportarten gewidmet.

Natalja SAMORODOWA

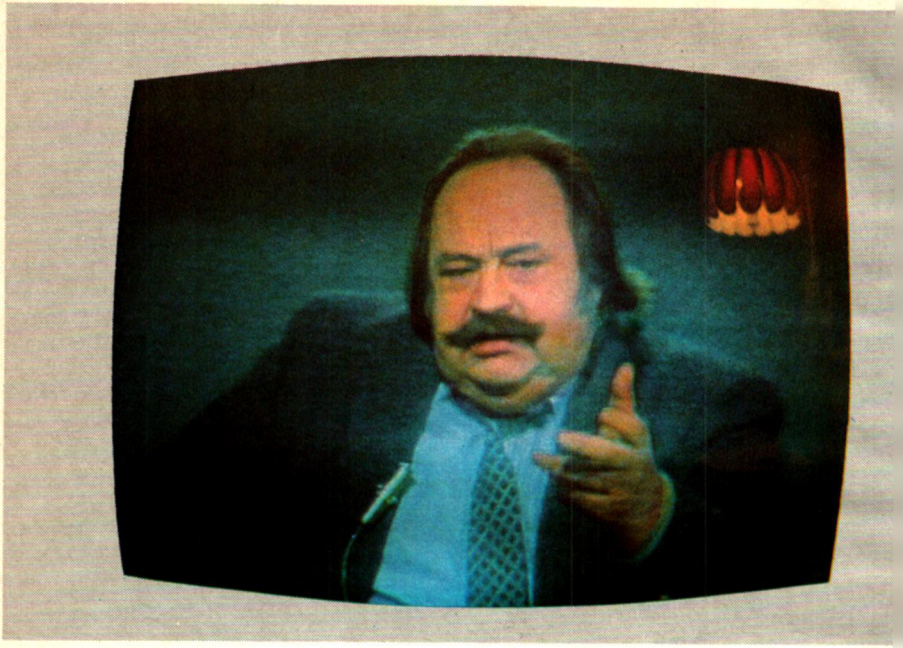
Aus der Zeitschrift FILATELIJA SSSR

– im äußerst zugespitzten Kampf der Biathlonstaffeln siegte die sowjetische Mannschaft (5-Kopeken-Wert);

– Olympiasieger im Eisschnellauf wurden Sergej Fokitschew (über 500 m) und Igor Malkow (über 10 000 m). Daran erinnert der 10-Kopeken-Wert;

– die Eishockeymannschaft der UdSSR holte sich in Sarajevo den Olympiatitel zurück, den sie vor vier Jahren in Lake Placid an die US-Amerikaner verloren hatte (20-Kopeken-Wert);

– die Goldmedaille im Paarlauf wurde Jelena Walowa und Oleg Wassiljew zugesprochen (45-Kopeken-Wert).



ICH MAG LEUTE

Foto: Alexander BORISSOW

„Sputnik": In einem Interview sagten Sie früher, daß die Leser und Zuschauer Ihnen nicht blindlings glauben müssen, daß die Leute selbst gebildet sind, viel lesen, viel wissen. Ihr Auditorium ist unterschiedlichster Zusammensetzung. An wen wenden Sie sich?

Das Alter dient mir nicht als Orientierung. Ich mag Leute mit Denkvermögen, die sich selbständig Gedanken machen, Fragen stellen, in denen man ihr eigenes Verhältnis zu dem spürt, was in der Welt passiert. Solch

Alexander Bowin wurde 1930 in Leningrad geboren. 1953 beendete er das Studium an der juristischen Fakultät der Universität von Rostow am Don. 1959 schloß er eine Aspirantur an der philosophischen Fakultät der Moskauer Staatlichen Universität ab. Seit April 1972 politischer Kommentator der Zeitung „Iswestija".

Er ist Träger des Staatspreises der UdSSR. – Die Red.

Jedes Mal, wenn dieser Balzac ähnliche Mensch auf dem Bildschirm erscheint, wissen Millionen sowjetischer Zuschauer, daß sich ein interessanter Gesprächspartner an sie wendet – der politische Kommentator der Zeitung „Iswestija" Alexander BOWIN. Offen in seinen Äußerungen, geht er ohne Umschweife zugespitzte Probleme an. Bekannten Tatsachen gewinnt er neue Seiten ab.

Er tischt niemandem seinen Standpunkt als fertige Wahrheit auf, sondern macht die Zuschauer zu Teilnehmern an der Wahrheitsfindung. „Sputnik" interviewte ihn zur Spezifik seiner Arbeit.

MIT DENKVERMÖGEN

ein Mensch kennt im Normalfall die Tatsachen, ist über die wichtigsten Geschehnisse im Bilde. Deshalb sehe ich meine Aufgabe vor allem darin, die Ursache-Wirkungs-Zusammenhänge herauszuschälen, diese oder jene Fakten in das allgemeine politische Koordinatensystem einzubeziehen, die die Tendenzen und Perspektiven einer Entwicklung aufzeigen. Der Gang der Dinge ist nicht einspurig, dementsprechend sind auch meine Kommentare nicht eingleisig.

„Sputnik": Sie sind nicht nur auf den Zeitungsseiten und im Fernsehen, sondern oft auch auf Foren mit dem Publikum zu finden. Was halten Sie von solchen Begegnungen?

Gewöhnlich sage ich: Sie können, wenn's Ihnen recht ist, Zettelnotizen reichen, im Gesprächs-

verlauf Zwischenbemerkungen machen, unterbrechen, beliebige Fragen stellen. Im allgemeinen ziehe ich zwanglose Umstände vor. Für mich ist es interessant, die lebendigen Menschen, ihren Gesichtsausdruck vor sich zu sehen, den Frageton zu hören.

Sich in sich selbst auszukennen ist schwer, aber ich glaube, daß mir eine Mentorenpose völlig fremd ist. Natürlich bin ich Spezialist. Aber das sind meine Zuhörer auch. Jeder auf seinem Gebiet. Und wenn ich mit jemandem aus dem Saal die Plätze wechselte, dann hörte ich sicherlich auch viel Interessantes und Neues. So sind wir im Grunde gleichberechtigt. Ich teile mit den Leuten mein Wissen, biete ihnen mein Verständnis der Ereignisse. Es kommt auch vor, daß man mich etwas fragt, was ich nicht weiß. Was machts? Dann sage ich: „Weiß ich nicht". Oft bittet man mich, Ereignisse zu prognostizieren. Ich mache das, warne aber gleich vorsorglich, daß ich mich irren kann. Die Weltlage ist kompliziert, und kein Mensch vor Irrtümern gefeit. Wenn man zu tricksen anfängt, etwas unausgesprochen läßt, sich windet – dann ist das das Aus, man wird dir nicht glauben.

„Sputnik": Wie bauen Sie Ihre Arbeit auf?

Ich habe keine Geheimnisse. Ich schreibe langsam. Ich bevorzuge nicht die Schreibmaschine, sondern einen guten Kugelschreiber. Im Unterschied zu vielen meiner Kollegen, die ihre Eindrücke vor allem aus Gesprächen und Begegnungen mit Menschen gewinnen, arbeite ich in der Regel mit Papieren und Dokumenten, ich bin also nicht allzu typisch für einen außenpolitischen Journalisten. Ich bin mehr ein Schreibtischarbeiter. Ich lese viel, sowohl sowjetische Periodika und Bücher als auch die ausländische Presse. Ich mache mich mit außenpolitischen Dokumenten, den Reden von Politikern verschiedener Länder vertraut, werte Fernseh- und Rundfunksendungen von überall her aus.

Ich führe ein umfangreiches Archiv mit mehr als 100 Unterabteilungen. Gegliedert ist es zum Beispiel nach Problemen, so der Entspannung, der Abrüstung, Lage in der Weltwirtschaft usw. sowie nach Regionen und einzelnen Ländern.

Drei- bis viermal im Jahr fahre ich auf Auslandsdienstreisen, ziemlich kurze zwar, nicht länger als zwei bis drei Wochen. Ich treffe mich dort mit Staatsführern und -dienern, Wissenschaftlern, Geschäftsleuten und Journalisten. Solche Unterredungen geben mir selten wesentlich neuen Aufschluß, aber sie alle sind von Nutzen: man fühlt besser die Stimmung, die allgemeine Atmosphäre, und das ist wichtig, wenn man zur Feder greift.

„Sputnik": Was sagen Sie zu der oft im Westen geäußerten Behauptung, daß die sowjetischen Kommentatoren sich wie ein Ei dem anderen glichen, daß sie nur die offizielle Meinung wiedergäben?

Das wir Zwillingsbrüdern gleichen sollen, kann nur einer be-

haupten, der das sowjetische Fernsehen nicht sieht und sowjetische Zeitungen nicht liest. Glaubwürdig ist eher das Gegenteil – wir sind sehr verschieden voneinander. Sowohl im Herangehen an das Material, im Setzen der Akzente als auch in der Darlegung selbst. Jeder hat seine Erfahrung, seinen Arbeitsstil. Mir wirft man manchmal ein Zuviel an Trockenheit vor, sagt, daß die Logik über den Emotionen, der Bildhaftigkeit herrscht. Ja, ich schreibe keine Erzählungen oder Reisenotizen, weil ich das gar nicht kann. Und auch, weil mich das nicht interessiert. Meine Sache ist est, eine Analyse der Probleme zu geben.

Man muß die Leute achten, vor denen man auftritt, für die man schreibt. Mit seinem Auditorium muß man ernsthaft, zur Sache sprechen, seinen Standpunkt haben und ihn mit Nachdruck vertreten. Jedes beliebige Material muß sozusagen „durchlebt", das Ergebnis der eigenen Einschätzung sein. So kommt man zu verschiedenen Handschriften. Man braucht sie nicht suchen. Sie sind eine Funktion der gesamten Lebenserfahrung eines außenpolitischen Journalisten.

Was den „offiziellen Standpunkt" angeht, so gibt es ihn tatsächlich. Das ist die allgemeine Richtung der sowjetischen Außenpolitik, das prinzipielle Verhältnis zu diesem oder jenem Ereignis oder Situation. Und man braucht mich nicht zu zwingen, diesen Standpunkt zu unterstützen. Das ist **mein** Standpunkt. Eine andere Angelegenheit ist die konkrete Analyse der Situation in ihrer Kompliziertheit und Widersprüchlichkeit. Da kann es durchaus zu unterschiedlichen Einschätzungen und Schlußfolgerungen kommen, die nicht vom offiziellen Standpunkt, sondern von der Erfahrung, der Qualifiziertheit und dem intellektuellen Potential des Kommentators abhängen.

„Sputnik": Vor dem Druck oder der Sendung, gehen da Ihre Beiträge durch die Zensur? Wer sieht sich Ihre Materialien an?

Wenn ich schriebe, daß irgendein Werk in der UdSSR Raketen oder Sprengköpfe irgendeines Typs baut, dann, und davon bin ich überzeugt, würde die Hauptverwaltung zum Schutz von Staatsgeheimnissen in Druckerzeugnissen, die bei der Sowjetregierung besteht, diese Informationen rausstreichen. Das gleiche geschähe auch, wenn ich den Krieg als Mittel zur Lösung strittiger Fragen zu lobpreisen anfinge oder dazu aufforderte, den USA den Krieg zu erklären. Ich erinnere daran, daß laut Verfassung der UdSSR Kriegspropaganda verboten ist. Aber bis jetzt ist mir weder das eine noch das andere in den Schädel gekommen, und also hatte ich keinen Zusammenstoß mit der Zensur. Wie überall auf der Welt werden meine Materialien von verantwortlichen Redakteuren durchgesehen. Manchmal streiten wir, schimpfen wir. Das ist nur natürlich. Doch wenn ich meinen Standpunkt habe, warum sollen dann die anderen nicht ihren haben. Gemeinhin ist das ein nor-

maler Arbeitsprozeß.

Ich muß praktisch über alles schreiben – von Südafrika bis Kanada, von Japan bis El Salvador. Dabei berühre ich verschiedene Probleme von der Abrüstung über Währungs- und Finanzfragen bis zur Ökologie. Und selbst, wenn ich noch so überzeugt von meiner Erfahrung und meinem Wissen wäre, manchmal muß ich doch Fachleute konsultieren.

„Sputnik": Sie sprachen schon davon, daß zu Ihrer Arbeit auch der Umgang mit der Westpresse, überhaupt ausländischen Radio- und Fernsehprogrammen gehört. Was sagt Ihnen daran zu, was nicht?

Mir gefällt die Operativität, die Fülle Material vom Ort des Geschehens, das Aufeinandertreffen, die Gegenüberstellung unterschiedlicher Positionen und Betrachtungsweisen. Nicht gefällt mir das Plätschern an der Oberfläche, die häufig eindeutige Unlust, die tieferen Ursachen der Ereignisse zu erkennen, der übertriebene Akzent auf Subjektives, rein Persönliches, die regelmäßig unkritische Verwendung der Standardklischees von der „Hand Moskaus, Havannas" und so weiter. Auf die Meinung eines politischen Kommentators hören immerhin Millionen Menschen. Jeder dieser Auftritte ist verantwortungsvoll. Wenn zum Beispiel der Durchschnittsamerikaner den Rangers Beifall klatschte, die Grenada besetzten, dann haben die amerikanischen Informationsdienste daran keine geringe Aktie. In unsauberen Händen verwandelt sich die Information in eine verderbliche Kraft, die primitive politische Stereotype und Konformismus verbreitet. Die ständige Verbreitung präparierter Informationen, standardisierter Wertungen und ersponnener Thesen à la sowjetische Bedrohung entwöhnt die Menschen, selbständig zu denken, zu zweifeln, kritisch das um sie herum Geschehende einzuschätzen.

„Sputnik": Zum Schluß eine Frage, die uns unsere Leser oft stellen. Gibt es Hoffnung, daß die Welt einem atomaren Brand entkommt? Was muß man dafür tun?

Eine Analyse der Umstände im Rahmen meiner Logik und der rationalen Kategorien führt zu dem Schluß, daß es keinen Kernwaffenkrieg geben wird. Viel zu groß ist die Angst vor seinen Folgen. Aber insofern im realen Leben auch nicht alles rational ist, hat der genannte Schluß seine Schwächen.

Was ist zu tun? Dasselbe wie vorher, nur energischer. Erstens die Entspannung aus ihrer kritischen Phase rausbringen. Zweitens sich endlich über ein Einfrieren der Rüstungen und einen Beginn ihrer Reduzierung einigen. Drittens die Friedensbewegung stärken und vergrößern.

Der erste und der wichtigste Schritt ist gegenwärtig, das jetzige Niveau der Kernwaffenrüstungen in qualitativer und quantitativer Hinsicht einzufrieren. Wir haben das tausendundeinmal vorgeschlagen. Wir werden es auch zum tausendundzweitenmal vorschlagen.

DIE UDSSR GREIFT DIE USA NICHT AN!

Zu dieser Auffassung gelangten junge Amerikaner bei einem Jugendtreffen in der Sowjetunion

Aus der Zeitschrift MOLODAJA GWARDIJA

Fotos: APN

Im Sommer 1983 fand in der sibirischen Stadt Irkutsk das 11. Treffen der Jugend der UdSSR und USA statt. Viele seiner Teilnehmer waren sich schon früher sowohl in den USA als auch in der UdSSR begegnet. Und wie zuvor erörterten sie die wichtigste Frage der Gegenwart: wie die Welt und das Leben vor der Gefahr eines Kernkrieges zu retten sind.

Gesprächsrunde in Irkutsk

Über ihre Eindrücke von der UdSSR berichten Vertreter der amerikanischen Jugend.

John CARROLL, Musiker, Falls Church (Bundesstaat Virginia):

In der Sowjetunion ist amerikanische Musik sehr beliebt. Ich habe davon nichts gewußt. Unter uns haben wir sogar gedacht: lohnt es sich überhaupt, die Instrumente mitzunehmen, uns versteht doch sowieso keiner. Also, wir sind das, die Ihre Musik nicht kennen und nicht umgekehrt. Noch vor der Abfahrt sagte man mir, daß bei Ihnen jeglicher Rock und die übrigen westlichen Modetendenzen verboten sind. Ich habe mich hier mit einem Leningrader Komponisten, Alexander Morosow, angefreundet. Er nahm uns in Irkutsk in seine Antikriegs-Rockoper „Traum über den Frieden" mit, die von der Gruppe Ariel aufgeführt wurde. Das war was. Und wie uns das Publikum empfing! Man klatschte wie bei Ihnen üblich und pfiff wie bei uns. Das werde ich nie vergessen. Aber mehr noch als die Musik gefiel Ihren Leuten der Antikriegsgrundton der Rockoper. Wir haben in Sibirien begriffen: niemand in der Sowjetunion hat die Absicht, uns anzugreifen.

Carol DUVENEK, Schauspielerin und Choreograph, Sharon (Bundesstaat Vermont):

In Rußland habe ich mit Freude festgestellt, daß meine Ideale von einer Welt ohne Krieg von den Sowjetmenschen geteilt werden. Mich hat auch gefreut, was ich die Durchgeistigtheit des kul-

Der Pulsschlag des Treffens ... Ann Wilson aus San Francisco. John Carroll, der Musiker aus Falls Church, Alexander Morosow, der Komponist aus Leningrad und der Irkutsker Semjon Petrow fanden sofort eine gemeinsame Sprache.

Der Direktor der Oberschule aus Canaan F. Joseph Stucker und die Dolmetscherin Galina Maximowa

turellen Lebens in Sibirien nennen möchte, über das ich in Amerika viel Schlechtes gehört habe. Ich werde niemals diese kleine Bibliothek in der Arbeitersiedlung Schelechow vergessen. In den Regalen standen die Bücher amerikanischer Autoren wie Twain, Dreiser, Poe, Hemingway, Faulkner, Hailey. Ehrlich, ich habe meinen Augen nicht getraut und zu mir gesagt: Carol, das kann doch nicht wahr sein. Die haben sie doch extra für dich hierher gestellt, die liest hier doch niemand. Ich bat die liebenswürdige Bibliothekarin sofort, mir die Leihkarten zu zeigen. Ich habe mich überzeugt: Die Bücher stehen nicht bloß herum, sie werden gelesen und nicht nur ein- oder zweimal. In Irkutsk liefen amerikanische Filme, im Stadttheater zeigte man Aufführungen amerikanischer Dramatiker. Und selbst das Gebietstheater A.P. Tschechow auf Sachalin (in Amerika hatte ich geglaubt, daß es auf Sachalin nicht mal Leben gibt) brachte zwei Bühnenstücke von Amerikanern zum Irkutsker Gastspiel. Das war prima.

F. Joseph STUCKER, Direktor einer Oberschule, Canaan (Bundesstaat New Hampshire):

Ich bin Weißer, Anglosachse und Protestant. Der Sohn eines Kunsttischlers und einer Lehrerin. Ich gebe zu, daß ich einer der wenigen Amerikaner bin, die bis heute an die Werte unserer Gesellschaft glauben. Ich bin auch überzeugter Anhänger der Reaganomics.

Ich spreche mich strikt gegen irgendwelche Versuche zur Veränderung unseres Bildungssystems aus. Ich muß zugeben, daß wir die sowjetischen kulturellen Werte wenig kennen. Die deutlich ausgeprägte Egozentrik der Amerikaner führt dazu, daß wir uns nicht nur in der klassischen sowjetischen Literatur nicht auskennen, sondern für die Mehrzahl von uns die schöne Welt der französischen Expressionisten

Hochstimmung im Freilichtmuseum für Holzbaukunst am Stadtrand von Irkutsk

ein ewiges Geheimnis bleibt. Überhaupt wissen die Amerikaner wenig über die restliche Welt.

Ich war angenehm von der Gastfreundschaft der sowjetischen Menschen beeindruckt. Aber deswegen habe ich mich nicht unverzüglich in sie verliebt und sie auch nicht in mich. Meine Gedanken in dieser Hinsicht hat, glaube ich, Senator George McGovern seinerzeit etwa so ausgedrückt: „Es ist für uns ganz unnötig, die Russen liebzugewinnen oder sich für sie zu begeistern, wie auch umgekehrt, um zu begreifen, daß die Alternative zu Entspannung und Kontrolle über die Rüstungen nur der Bankrott und der Untergang der Zivilisation wäre." Das trifft zu.

Ann WILSON, Mitarbeiterin der Organisation „United Way", San Francisco (Bundesstaat Kalifornien):

Um zu Ihnen zu fahren, mußte ich zuhause ein regelrechtes Trommelfeuer aushalten. Als ich das Ticket für Moskau gekauft hatte, kamen selbst entfernte Verwandte, die ich seit Jahren nicht gesehen hatte, zu uns nach Frisco. „Wohin fährst du, Verrückte?" fragten sie erschreckt. Viele riefen: „Das ist entsetzlich!" Mama brach in Tränen aus: „Kommst du zurück?" Die von allen wohlgesonnenste, meine Tante Merion, fuhr mir über den Kopf und predigte: „Sei vorsichtig mit diesen Russen. Und zieh dich wärmer an. In Sibirien herrscht selbst im Sommer eine Lausekälte." Ich habe dann die Meinungen meiner Verwandten über Ihr Land summiert.

Schlußfolgerung: Sie glauben ehrlich, daß Ihre Leute nie lächeln, die Männer in unförmigen Gabardinemänteln herumlaufen, die Frauen nicht aus Liebe, sondern auf höhere Weisung heiraten, es in Sibirien immer kalt ist und dort nur politische Gefangene leben.

Um so angenehmer war meine „Enttäuschung". Wie sich zeigt, sind Sie solche Menschen wie wir auch. Die Leute lachen oft, sind im Durchschnitt besser als bei uns angezogen, die Mädchen heiraten aus Liebe und lassen sich leider wie bei uns oft genug scheiden; im Sommer ist es in Sibirien heiß, und ich habe nicht einen „politischen Gefangenen" ausspähen können, als ich mich frei durch die Stadt bewegte.

Carol O'ROURKE, Hausfrau, Sekretär der amerikanischen Delegation beim 11. Treffen der Jugend der UdSSR und USA, Boston (Bundesstaat Massachusetts):

Ich bin sozusagen schon Veteran dieses Treffens, habe sowjetische Gäste in Atlanta und New Haven empfangen und bin selbst mit der Delegation nach Tallinn gefahren. Und jetzt Irkutsk. Unterschiedliche Städte, klimatische Bedingungen, Leute. Aber überall nahm man uns gastfreundlich und liebenswürdig auf.

Ich bringe aus Irkutsk Dias über unsere Reise durch Sibirien nachhause. Ich habe eine Menge Souvenirs gekauft und die Rockoper Alexander Morosows aufgezeichnet. Zuhause gehe ich gleich in die Schule und berichte den Kindern, was ich alles gesehen habe. Zeige die Dias, Souvenirs, Geschenke, wir hören uns die mir zusagende Rockoper an.

Nach dem Treffen in Tallinn hatte ich schon mal ähnlich improvisierte Unterrichtsstunden abgehalten. Sie hatten mächtigen Erfolg. In dem kleinen Zimmer hatten sich Schüler verschiedener Klassen eingefunden. Alle hörten mit Interesse meine Erzählung, stellten viele Fragen. Alle waren drauf versessen, die Sachen aus Rußland zu berühren. Später schrieb mir ein Schüler der 4. Klasse einer Bostoner Oberschule. Bill ist zehn Jahre alt.

Verehrte Frau O'ROURKE!

Mir hat ihr Bericht über Rußland sehr gefallen. Und auch die Lieder von den Schallplatten. Und die Fotos. Und die Sachen, die Sie uns erlaubt haben anzufassen. Besonders beeindruckt haben mich die russischen Spielzeuge, diese Bären. Von allem, was Sie uns erzählt haben, hat mich besonders erstaunt, daß man den ganzen Tag für sieben Cent Metro fahren kann. Und man braucht niemanden in der Underground zu fürchten. Das ist stark.

Und Eis gibt es bei ihnen auch. Und schmecken soll's. Ich möchte einmal einen russischen Jungen sehen. Nach Ihrem Erzählen ist er mir irgendwie ähnlich . . ."

EIN FILM ÜBER LEW TOLSTOI

Aus der Zeitschrift SOWJETSKI EKRAN

Fotos: Valeri KUSIN

Während der Dreharbeiten

„Mit der Idee, einen Film über den großen russischen Schriftsteller auf die Leinwand zu bringen, trage ich mich seit langem. Ich bin der festen Überzeugung, das Interessanteste an jedem literarischen Werk bleibt immer sein Autor. Um so mehr, wenn es sich um einen Menschen wie Lew Tolstoi handelt, mit einem erstaunlichen Charakter und Schicksal, voller Drang und Widersprüche", erzählt der 77jährige Sergei Gerassimow, einer der großen Regisseure der sowjetischen Kinematographie. Er hat gerade den Film „Lew Tolstoi" in einer Koproduktion von UdSSR und ČSSR abgedreht.

Im ersten Teil – „Schlaflosigkeit" – ziehen am Vorabend des Weggangs aus Jasnaja Poljana und der Trennung von der Familie die wichtigsten Ereignisse seines Lebens noch einmal am geistigen Auge des Schriftstellers vorbei. Der zweite Teil – „Weggang" – ist den letzten Tagen Tolstois und seinem Aufenthalt in Astapowo gewidmet, wo er im

Neben der Wahrheit Tolstois, seiner Suche nach sittlicher Vervollkommnung, der Idee von der Einfachheit, dem Ins-Volk-Gehen war auch die Wahrheit Sophie Tolstajas, der Frau, Mutter und Hüterin des Grundstücks.

Herbst des Jahres 1910 starb.

Gedreht wurde an Orten, die mit dem Leben des Helden in enger Verbindung stehen. So wurden viele Episoden in Jasnaja Poljana aufgenommen.

Drehbuchautor, Regisseur und Hauptdarsteller dieses Films ist Sergei Gerassimow. Seinen Entschluß, Tolstoi in diesem Film

Mit seinem Hausarzt, dem Slowaken Dušan Makovicky, dem Freund und Gleichgesinnten, den der tschechische Schauspieler Bořivoj Navratil verkörpert, verließ Tolstoi das Elternhaus, um nie mehr hierher zurückzukehren.

selbst darzustellen, erklärt Gerassimow, der selten, doch erfolgreich als Filmschauspieler in Erscheinung tritt, so: „Hier genügt es nicht, gut zu spielen, hier ist es notwendig, möglichst umfassend das außerordentlich komplizierte geistige Leben dieses epischen Riesens zu durchdenken und zu erleben. Ich habe mich lange auf die Rolle vorbereitet, Schritt für Schritt. Noch als ich Material für das Drehbuch sammelte, analysierte ich Tolstois Art zu sprechen und zu streiten, bemühte ich mich, seine Denkweise zu erfassen . . .“

Die Rolle von Lew Tolstois Frau Sofia Andrejewna spielt Sergei Gerassimows Ehegattin – die Filmschauspielerin Tamara Makarowa.

Filmausschnitt

Eine Vielzahl von Definitionen des Terminus „künstliche Intelligenz“ ist im Umlauf; nicht selten muten sie einfach phantastisch an. Leider führt das zu falschen Auffassungen über die Möglichkeiten der Wissenschaft und zu ungerechtfertigten Prognosen.

Kommt die personifizierte Maschine?

Germogen POSPELOW, korrespondierendes Mitglied der AdW der UdSSR, Vorsitzender des wissenschaftlichen Rates zur Problematik „künstliche Intelligenz“

Aus der Zeitschrift NAUKA W SSSR

Collage: Konstantin VIKTOROW

Die künstliche Intelligenz im eigentlichen Sinne des Wortes, wie es von den meisten aufgefaßt wird, läßt sich nicht erzeugen. So etwas ist prinzipiell unmöglich. Das menschliche Gehirn stellt ein außerordentlich kompliziertes System dar. Es setzt sich aus Dutzenden Milliarden Zellen zusammen, die miteinander verbunden sind. Es existiert eine Hypothese, der zufolge die einzel-

ne Zelle die in sie eingegangenen Signale ähnlich wie ein Computer verarbeitet. Deshalb kann es keine Maschine geben, die es mit dem menschlichen Gehirn aufnehmen könnte.

Ein weiterer Aspekt, der diesen Gedanken erhärtet. Anfang der siebziger Jahre wurde entdeckt, daß die beiden Hemisphären des Gehirns unterschiedliche Funktionen besitzen. Die eine denkt logisch, die andere bildhaft. Mit anderen Worten: unser Denken basiert auf zwei Arten der Wahrnehmung der Umwelt – einer rationalen und einer emotionalen. Das, was der Mensch begreift, vermag er zu artikulieren. Doch das macht nur einen geringen Teil der Gesamtfunktion des Gehirns aus. Denkprozesse sind nie direkt zugänglich. Sie lassen sich nur indirekt erfassen, indem man untersucht, wie die dem Gehirn zugehende Information umgesetzt wird. Deshalb ist kaum etwas darüber bekannt, was sich dabei in der emotionalen Hemisphäre abspielt. Ohne Kenntnis dessen läßt sich jedoch ein künstlicher Intellekt, der dem menschlichen annähernd ähnlich ist, kaum schaffen.

Einige Spezialisten neigen zur Überbewertung der Leistungsfähigkeit von Maschinen und wollen sie mit Persönlichkeitsmerkmalen ausstatten. Das ist prinzipiell nichts Neues und hat tiefe Wurzeln in der Menschheitsgeschichte. Märchen und Phantasien faszinieren immer wieder mit solchen Konstruktionen. Aber die Wissenschaft ist kein Märchen. Eine Maschine ist immer tote, unbelebte Materie. Sie wurde vom Menschen zur Befriedigung seiner eigenen Bedürfnisse geschaffen. Sie besitzt weder Wünsche noch Gefühle noch Emotionen, wie sie dem Menschen eigen sind. Können Sie sich eine Maschine vorstellen, die für irgend jemanden Liebe empfindet? Und wie sieht es mit der Lebenserfahrung aus, die der Mensch erst in der Gesellschaft erwirbt, die ihn ständig mit menschlichen Problemen konfrontiert?

Oft genug sind die Leute, die eine Maschine mit Intelligenz ausstatten wollen, mit der Wissenschaft nicht allzu sehr vertraut; oder es handelt sich um Fachleute anderer Gebiete, die nur vage Vorstellungen von unserem Thema haben. Gerechterweise sei erwähnt, daß sich auch in unserer Mitte unverbesserliche Optimisten finden. Ich denke, daß unwissenschaftliche Prognosen zur Schaffung der „künstlichen Intelligenz", die die menschliche ausgangs des 20. Jahrhunderts sogar überflügeln soll, eng mit dem derzeitigen „Denkmaschinen-Boom" verbunden sind. Ähnliches machte seinerzeit praktisch die gesamte Kybernetik durch. Wenn anfangs ein Teil der öffentlichen Meinung eine äußerst skeptische Meinung ihr gegenüber hatte, verfiel mancher später in das andere Extrem.

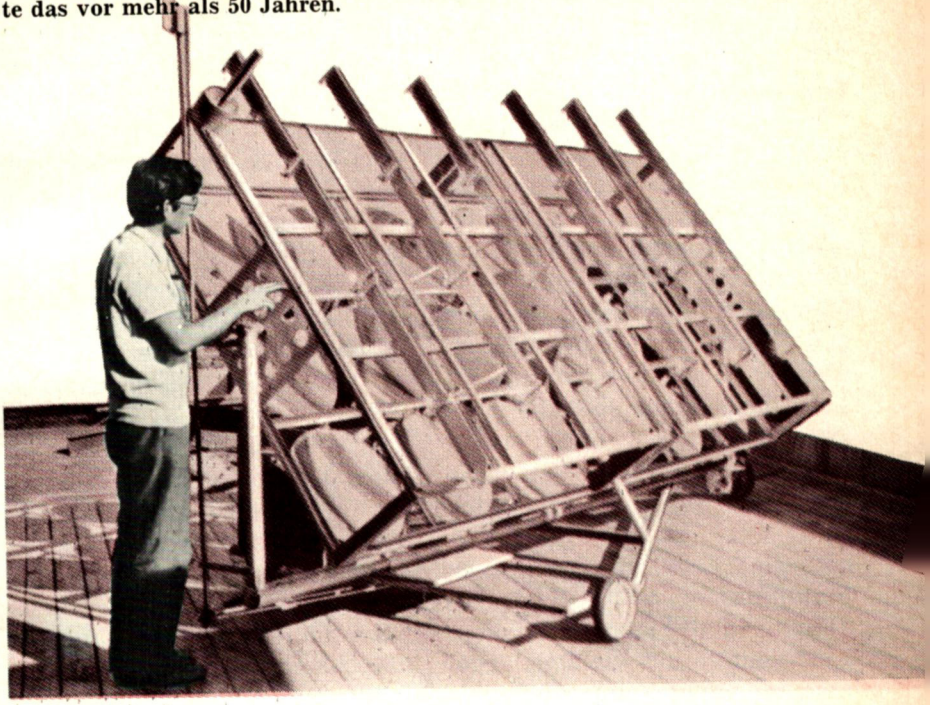
Zu Beginn der 50er Jahre waren viele der Ansicht, daß Computer auf Grund immens gewachsener Arbeitsleistung und ihres Speichervermögens die Übersetzung von einer in eine andere

Sprache übernehmen könnten. Doch das erwies sich wesentlich komplizierter, als angenommenen wurde. Natürlich spielen Arbeitsgeschwindigkeit und Speicherkapazität keine unbedeutende Rolle. Aber das Hauptproblem besteht darin, der Maschine beizubringen, den Sinn eines Satzes zu verstehen. Die Menschen verständigen sich untereinander ausgezeichnet, obgleich in ihrer Rede oft Worte einfach weggelassen werden. Allerdings helfen die Lebenserfahrung der Gesprächspartner, ihre Auffassungsgabe, die Intonation der Stimme und die Gestik, die in der Rede ausgesparten Worte zu ersetzen. Die umfangreiche Information, die im Bewußtsein in Form einzelner Nachrichten, Fakten und Richtlinien vorliegt, wird dort zum Gedanken formiert. Die Computer mit ihren Speichern bewähren sich zwar bei der Lösung von Rechenaufgaben, erweisen sich aber für die Ausführung von Denkprozessen, insbesondere bei der Übersetzung von einer Sprache in eine andere, als weniger geeignet. Als es gelungen war, der Maschine die Fähigkeit zur inhaltlichen Analyse eingegangener Informationen zu geben, wurde die automatische Übersetzung zur Tatsache. Bei schöngeistiger Literatur aber versagte der Computer. Literaturtexte sind außerordentlich bildhaft, die Nuancierung zahlreicher Wörter nur aus dem Kontext zu verstehen; die Texte verbergen temporale, lokale und kausale Zusammenhänge. Damit ist der Computer überfordert.

Erfolge gibt es zweifellos bei der Entwicklung von Maschinen, die Schach spielen, Bilder zeichnen, Musik komponieren oder Gedichte schreiben. Deshalb führte ja auch die Modellierung schöpferischer Prozesse in Computern zur Bezeichnung „künstliche Intelligenz". Das heißt aber nicht, daß die Maschine etwas derartiges wirklich besitzt. Ihre „Intelligenz" besteht darin, daß Spezialisten ihr ein ausgearbeitetes Programm zur Erfüllung irgendeiner konkreten schöpferischen Aufgabe eingegeben haben. Doch der Unterschied des Menschen gegenüber der Maschine zeigt sich darin, daß dieser nicht einfach nach Programmen, die in seinem Gedächtnis gespeichert sind, handelt. Er schafft sich diese unter Berücksichtigung der vor ihm liegenden Ziele selbst.

Die Welt der Emotionen und Neigungen, der im Unterbewußtsein existierenden Motive und Anlagen, die eine wesentliche Rolle in unserem Denken und Handeln spielen, ist einstweilen für uns nicht zugänglich. Möglicherweise gelingt es in ferner Zukunft, Maschinen zu bauen, die sich auf irgendeiner Stufe dem menschlichen Intellekt nähern können. Doch das wird erst zu erwarten sein, wenn eine derzeitig nicht absehbare Revolution in der Computertechnik die Menschen befähigt, Computer mit Milliarden komplizierter Chips herzustellen. Und selbst dann nähern wir uns nur dem, was die Natur geschaffen hat.

„Könnte man ein Prozent der auf ein Hausdach treffenden Sonnenenergie in Elektroenergie umwandeln, würde sie für die Beleuchtung von fünf Stockwerken unter diesem Dach ausreichen." Akademiemitglied Abram Ioffe sagte das vor mehr als 50 Jahren.



MEHR ENERGIE AUS SOLARZELLEN

Juri KOPTEW, Mitarbeiter am Leningrader Physikalisch-Technischen Institut „Abram Ioffe"

Aus der Zeitung LENINGRADSKAJA PRAWDA

Fotos: APN

Damals teilten nur wenige den Glauben von Akademiemitglied Ioffe an die Möglichkeiten der Sonnenenergiewirtschaft. Opponenten sahen darin lediglich eine Richtung der Science fiction. Ioffe ließ sich auf eine Polemik nicht ein und handelte. Im Ergeb-

nis wurde am Leningrader Physikalisch-Technischen Institut unter seiner Leitung ein Fotoelement aus Thalliumsulfid entwikkelt, das die Sonnenenergie in Elektroenergie umwandelte. Der Wirkungsgrad von mehr als einem Prozent bestätigte überzeugend die Vorhersage des Wissenschaftlers.

Bald zeichneten sich Wege zur Erhöhung des Wirkungsgrads ab. Man suchte und fand schließlich neue Stoffe mit besseren Eigenschaften. Besonders gut bewährt sich Silizium mit speziellen Zusätzen. Die Siliziumumformer, deren Wirkungsgrad gegenwärtig 10 bis 15 Prozent beträgt, werden heute erfolgreich in Raumflugkörpern, Leuchttürmen sowie Rundfunksendern in schwer zugänglichen Gebieten verwendet. Jetzt geht es um die Energiegewinnung direkt aus Sonnenbatterien auf der Erde.

Die mit solchen Kollektoren ausgerüsteten Sonnenkraftwerke gelten als äußerst umweltfreundlich und ökonomisch. Um aber den Energiebedarf des ganzen Landes zu decken, müßte man viele tausend Quadratkilometer Wüste mit Umformern bedecken. Vor allem aber wird die Entwicklung von Sonnenkraftwerken durch die hohen Kosten der Halbleiterelemente behindert. Die solare Elektroenergie kommt uns heute noch 100mal teurer zu stehen als die herkömmliche.

Auch bei der Lösung dieses Problems ist das Material der springende Punkt. Die obenerwähnten Solarbatterien werden aus Siliziumkristall hergestellt. Seit langem versuchen Wissenschaftler, für verschiedene Geräte als Verbindung zwischen zwei Halbleitern den sogenannten Heteroübergang zu nutzen (Bezeichnung für einen Kontakt zweier Halbleiter unterschiedlicher chemischer Zusammensetzung). Bis vor kurzem scheiterten alle Versuche.

Bekanntlich hängt die Qualität eines Heteroübergangs von der Verträglichkeit der Partnerkristalle ab. Bei der erforderlichen Ähnlichkeit vieler Eigenschaften kommt aber der Ähnlichkeit der Kristallgitter die größte Bedeutung zu.

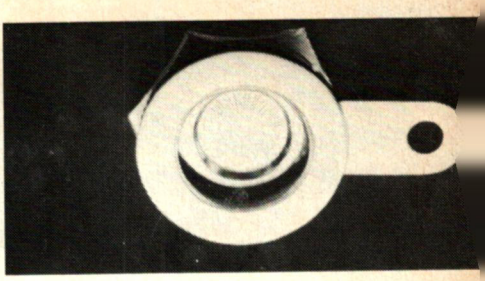
Die Tabelle der Halbleitereigenschaften scheint die Partnerwahl einfach zu machen. Nehmen wir zum Beispiel das Paar Galliumarsenid-Aluminiumarsenid. Ersterer Partner ist als Herzstück vieler halbleiterbestückter Geräte wohlbekannt. Der andere ließ sich aber nicht verwenden, weil er in der Luft oxydiert. Und so haben ihn die Forscher für Jahre aufgegeben.

Am Leningrader Physikalisch-Technischen Institut „Abram Ioffe“ fand eine Forschergruppe unter Leitung von Akademiemit-

glied Shores Alfjorow die Möglichkeit, Aluminiumarsenid die Oxydation zu nehmen. Im Ergebnis wurden zuverlässige Heteroübergänge erzielt und neue Geräte entwickelt, darunter ein Fotoelement mit einem Wirkungsgrad von 26 bis 27 Prozent. Am Institut sieht man bereits Wege zu dessen Erhöhung; nach Berechnungen der Wissenschaftler kann der Wirkungsgrad die phantastische Größe von 90 Prozent erreichen.

Da die Herstellungs- und Materialkosten der Solarbatterien mit Heteroübergängen höher als die der Siliziumbatterien liegen, erhebt sich die berechtigte Frage, ob erstere wirtschaftlich seien. Die Antwort geben die niedrigeren Kosten der von den neuen Batterien erzeugten Energie. Diese werden vor allem durch einen höheren Wirkungsgrad erzielt. Außerdem liegt der Materialeinsatz in diesem Falle unter einem Tausendstel des von Silizium für die herkömmlichen Solarbatterien.

Jedes dieser neuen Fotoelemente stellt eine 300 Mikrometer starke Platte von der Größe eines Daumennagels dar. Eine Sonnen-Batterie mißt nun schon nicht mehr einen Quadratmeter, sondern nur 2 Quadratzentimeter, was zu einer beträchtlichen Flächeneinsparung der „Energiefelder" führt.

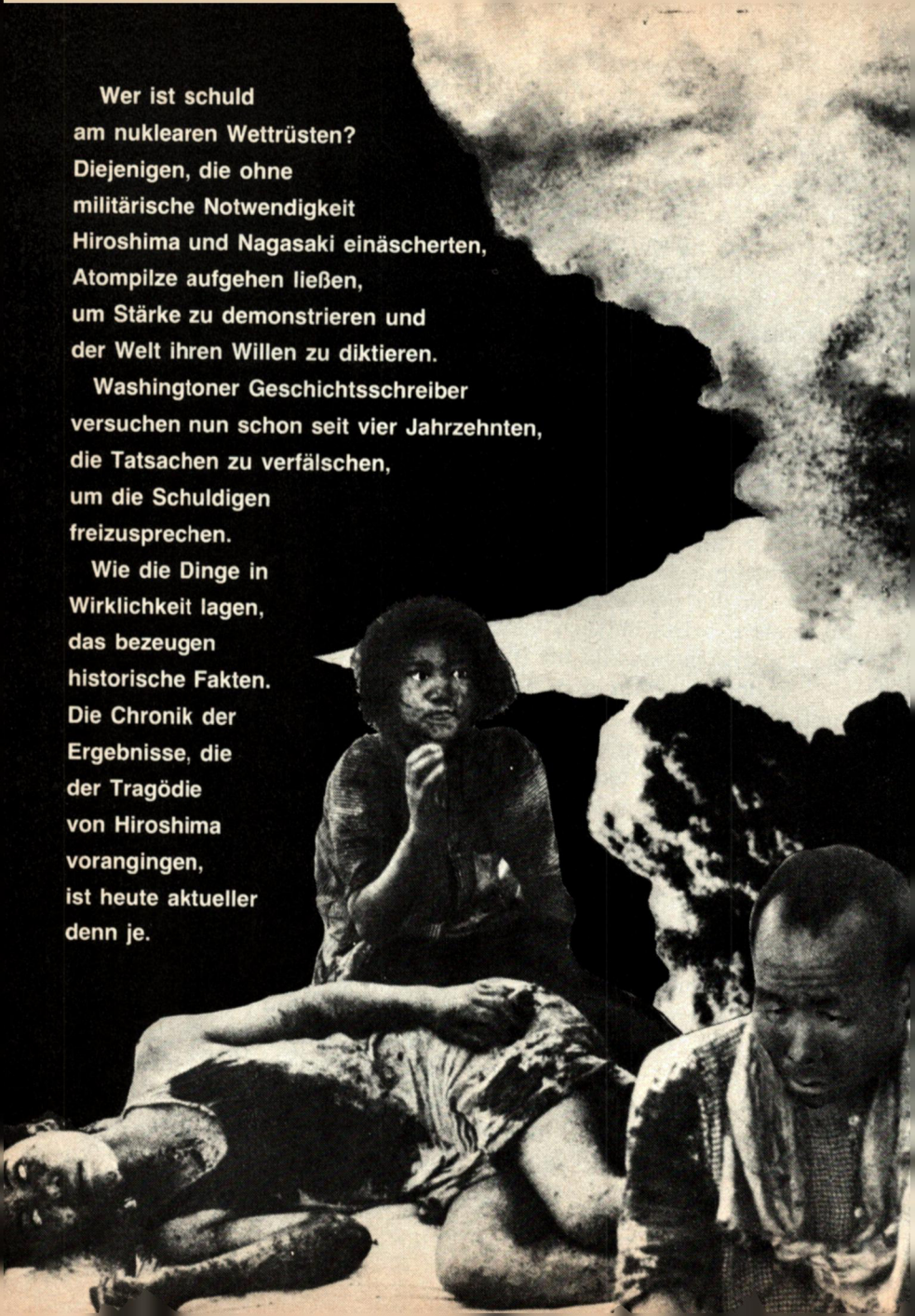


Dieses Fotoelement ersetzt eine übliche Batterie von einem Quadratmeter Fläche.

Diese Fotoelemente besitzen auch einen anderen Vorteil. Während der Wirkungsgrad der Siliziumbatterien bei einer Erhitzung auf 60 bis 80 °C rapide sinkt, arbeiten die neuen Elemente auch bei 200 °C ohne merklichen Effektivitätsverlust.

Mitarbeiter des Physikalisch-Technischen Instituts haben auf dem Dach des Institutsgebäudes eine autonome Sonnenenergieanlage gebaut, die alle Innenräume mit Licht versorgt, obwohl die Sonne über Leningrad nicht gerade verschwenderisch ist.

Die zweite, ebenfalls in Leningrad gebaute Anlage dieser Art wird gegenwärtig im Süden des Landes, nämlich im Physikalisch-Technischen Institut der Akademie der Wissenschaften der Usbekischen SSR, erprobt, und die dritte ist auf Kuba im Betrieb. Nach Ansicht ihrer Schöpfer könnten sie die Vorläufer größerer Sonnenkrafwerke um die Jahrhundertwende sein.


Wer ist schuld
am nuklearen Wettrüsten?
Diejenigen, die ohne
militärische Notwendigkeit
Hiroshima und Nagasaki einäscherten,
Atompilze aufgehen ließen,
um Stärke zu demonstrieren und
der Welt ihren Willen zu diktieren.
Washingtoner Geschichtsschreiber
versuchen nun schon seit vier Jahrzehnten,
die Tatsachen zu verfälschen,
um die Schuldigen
freizusprechen.
Wie die Dinge in
Wirklichkeit lagen,
das bezeugen
historische Fakten.
Die Chronik der
Ergebnisse, die
der Tragödie
von Hiroshima
vorangingen,
ist heute aktueller
denn je.

WER BRAUCHTE DEN ATOMPILZ ?

Wsewolod OWTSCHINNIKOW

Aus der Zeitung PRAWDA
(bearbeitet)

Collage: Ilona LECHMUS

Am 25. April 1945 schlossen sowjetische Truppen den Ring um Berlin und vereinigten sich mit den verbündeten anglo-amerikanischen Streitkräften im Zentrum Deutschlands, bei Torgau. Am selben Tag wurde in San Francisco die Konferenz von 46 Staaten zur Ausarbeitung einer Charta für eine Weltorganisation eröffnet, die der Erhaltung des Friedens und der Sicherheit dienen sollte – die Organisation der Vereinten Nationen. USA-Präsident Truman, zwei Wochen zuvor Chef des Weißen Hauses geworden, wandte sich über Radio aus Washington an die Konferenzteilnehmer: „Ein heutiger Krieg mit seiner zunehmenden Brutalität und seinen immer größer werdenden Zerstörungen wird, wenn man ihn nicht verhindert, letzten Endes die gesamte Zivilisation vernichten . . . Wenn wir nicht alle in diesem Krieg gemeinsam untergehen wollen, müssen wir

lernen, in Frieden zusammenzuleben."

Zur gleichen Zeit, da die Delegierten der Konferenz der Vereinten Nationen Trumans Rede über den Rundfunk hörten, hatte sich dieser mit zwei Gesprächspartnern zu einer längeren Unterredung in das Ovale Zimmer des Weißen Hauses zurückgezogen. Kriegsminister Henry Stimson stellte dem Präsidenten bei dieser Gelegenheit den Leiter des „Manhattan"-Projekts, General Leslie Groves, vor.

„Bald stellen wir die stärkste Waffe her", begann Stimson. „Mit dieser Bombe kann eine ganze Stadt mit einem Schlag vernichtet werden."

General Groves informierte Truman ausführlich über „Manhattan". Der General berichtete, daß dieses 2-Milliarden-Dollar-Vorhaben schon das dritte Jahr unter strengster Geheimhaltung verwirklicht werde. Das Projekt, das dem Präsidenten über den Kriegsminister direkt unterstellt ist, werde aus einem besonderen Fonds finanziert, über den man dem Kongreß nicht rechenschaftspflichtig sei. Groves berichtete von den geheimen Anlagen zur Spaltung von Uranisotopen in Oak Rigde, zur Herstellung von Plutonium in Hanford und über das Forschungszentrum in Los Alamos, wo zusammen mit den Amerikanern weltbekannte Physiker arbeiten, die aus den von Hitler okkupierten Ländern geflohen waren, sowie britische und französische Wissenschaftler, die selbständig mit der Erforschung des Atoms begonnen hatten. Allerdings, so fügte der General hinzu, habe das Pentagon in jüngster Zeit mit den „Eierköpfen" (gemeint waren die Wissenschaftler – die Red.) zunehmende Scherereien.

Solange das Hitlerreich die strategische Initiative im Krieg besaß, arbeiteten alle mit Hochdruck im Forschungszentrum am „Manhattan"-Projekt. Aber nach der Stalingrader Schlacht und besonders seit Mitte 1944, als jeder sehen konnte, daß die Sowjetarmee der faschistischen Bestie den Todesstoß versetzt hatte, zeigten sich Bedenken bei einigen Wissenschaftlern. Viele bezweifelten, ob man in diesem Krieg überhaupt noch eine Atombombe einsetzen mußte.

Als erster trat der Däne Niels Bohr aktiv dagegen auf. Als einer der Entdecker der Geheimnisse des Atomkerns war er bestrebt, daß diese entsetzliche Kraft unverzüglich unter internationale Kontrolle mit Beteiligung der Sowjetunion gestellt wird. Er machte darauf aufmerksam, daß, falls die Russen nichts von der neuen Waffe erführen, die Antihitlerkoalition auseinanderbrechen und sich die Nachkriegswelt in zwei feindliche Lager spalten könne, die sich gegenseitig mit Kernwaffen bedrohten.

Da es ihm nicht gelungen war, Churchill davon zu überzeugen, richtete er ein Schreiben an den

Präsidenten der USA, in dem es unter anderem hieß: „Gegenwärtig entsteht eine Waffe von nie dagewesener Stärke. Wenn nicht rechtzeitig ein internationales Abkommen über die Anwendung der neuen Energieform getroffen wird, wird jede zeitweilige und noch so bedeutende Überlegenheit durch die ständige Gefahr für die Sicherheit der Menschheit zunichte gemacht."

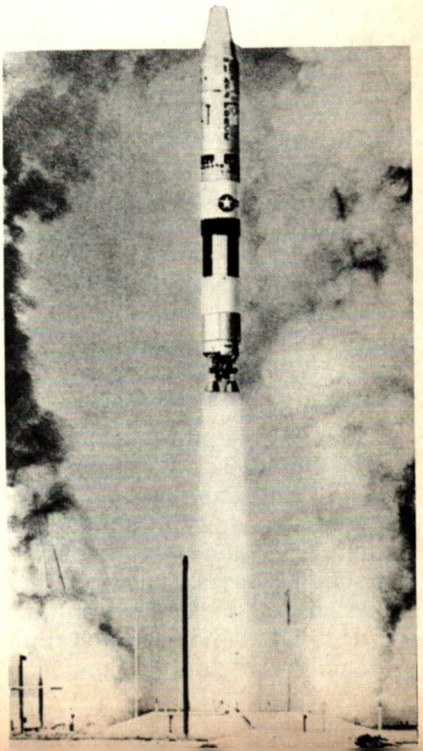
Am 19. September 1944 trafen sich Roosevelt und Churchill in der Nähe von Washington. In einem geheimen Memorandum über dieses Treffen heißt es unter anderem: „Der Vorschlag, daß die Weltöffentlichkeit von der Kernwaffe informiert, genauer, daß deren Einsatz unter internationale Kontrolle gestellt werden soll, ist unannehmbar. Diese Angelegenheit braucht nach wie vor strengste Geheimhaltung. Wenn die Bombe fertig ist, kann sie nach sorgfältiger Prüfung aller Umstände gegen Japan eingesetzt werden."

Im Sommer 1944 begann General Groves bereits den Plan des Pentagons für die Operation „Silberschale" in die Tat umzusetzen.

Um diesen Plan zu verwirklichen, wurde das Fliegergeschwader 509 unter Kommando von Oberst Tibbets aufgestellt. In einem Betrieb im Bundesstaat Nebraska wurden 15 strategische Bomber B 29 mit veränderter Bombenluke in Auftrag gegeben. Um die Flugzeuge maximal zu erleichtern, verzichtete man auf die Panzerung und die gesamte Bewaffnung außer einem überschweren Zwillings-MG im Heck der Maschine. Dadurch konnte eine Flughöhe von 12 000 Metern erreicht werden, in die die japanischen Jagdflugzeuge nicht gelangten.

Die Angehörigen des Geschwaders 509 wurden auf dem Stützpunkt Wendover (Bundesstaat Utah) zusammengezogen. Das Training begann unverzüglich. Es sah vor, daß das Flugzeug nach Abwurf der Bombe in 10 000 Meter Höhe scharf abschwenkte, um sich innerhalb von 40 Sekunden – ehe die Bombe detonierte – mindestens 13 Kilometer entfernt zu haben.

Am 8. Mai 1945, als in Berlin die



Urkunde über die bedingungslose Kapitulation Hitlerdeutschlands unterzeichnet wurde, trafen die ersten Einheiten des Geschwaders 509 auf Tinian, einem Korallenatoll der Marianeninseln, ein, von denen aus die strategischen US-Air Forces Angriffe auf Japan flogen.

Unter den Mitarbeitern am „Manhattan"-Projekt mehrten sich die Gegner der von ihnen selbst geschaffenen Waffe.

Am aktivsten engagierten sich Mitarbeiter des Metallurgischen Laboratoriums der Universität von Chicago gegen die Bombe. Sie formulierten ihre Argumente in einem Bericht, der am 15. Juni 1945 an Kriegsminister Stimson überreicht wurde.

„Wir halten es für unsere Pflicht, dazu aufzufordern, auf Atombombenschläge gegen Japan zu verzichten. Wenn die Vereinigten Staaten diese entsetzliche Vernichtungswaffe als erste einsetzen, verlieren sie die Unterstützung durch die Weltöffentlichkeit, beschleunigen sie das Wettrüsten und machen sie die Möglichkeit eines internationalen Kontrollabkommens über derartige Waffen zunichte."

Doch Washingtons Spitzen schenkten dieser Warnung kein Gehör. Im Monopolbesitz der Atomwaffe sahen militante Kreise der USA den Weg zur Weltherrschaft. Dieses Ziel verfolgten sie so besessen, daß sie nicht nur die UdSSR, sondern auch ihre anderen Verbündeten der Antihitlerkoalition verrieten.

Noch ehe die zweite Front in Europa eröffnet wurde, hob man in Pentagon die sogenannte „Mission Alsos" – einen wissenschaftlichen Geheimdienst mit Sonderaufgaben – aus der Taufe. Seine Angehörigen gingen gemeinsam mit den Truppen an Land, um Material über das deutsche Uranprojekt sicherzustellen, um Wissenschaftler zu internieren, die daran beteiligt waren, und schließlich, um die Vorräte an spaltbarem Material zu beschlagnahmen. Im weiteren bestand die Aufgabe dieser Organisation darin, den Verbündeten jegliche Angaben abzujagen, sei es über das Atomprogramm oder auch über andere perspektivreiche Waffen, die man in Hitlerdeutschland entwickelt hatte. Vor allem aber war zu verhindern, daß irgendwelches Material in die Hände der Sowjetunion fiel.

Zusammen mit den ersten französischen Panzern, die in das befreite Paris rollten, rückte auch ein Vortrupp der „Mission Alsos" in die Stadt ein. Auf der Liste der aufzuspürenden Wissenschaftler stand der Name des berühmten französischen Physikers Frédéric Joliot-Curie ganz obenan.

Wie sich herausstellte, befaßte sich Joliot-Curie tatsächlich mit Bomben, allerdings völlig anderer Art. Sein Laboratorium im Collège de France diente als illegales Arsenal. Dort wurden für die Résistance Granaten und Minen gebastelt. Der Wissenschaft-

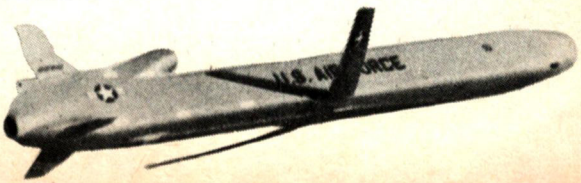
ler begriff sofort, mit wem er es zu tun hatte. Ohne Umschweife verurteilte Joliot-Curie die amerikanischen Versuche, sich entgegen den Interessen der Alliierten allein in den Besitz der Atomgeheimnisse zu bringen. Er erklärte sich bereit, bei der ersten sich bietenden Gelegenheit General de Gaulle seine Gedanken darüber vorzutragen.

Sie ergab sich im November 1944. Der Wissenschaftler erinnerte den General daran, daß Frankreich vor Beginn des zweiten Weltkrieges den anderen westlichen Ländern in der Kernforschung voraus war. Joliot-Curie hatte damals einige Patente über Bauprinzipien eines Kernreaktors angemeldet. Diese Materialien wurden kurz vor dem Fall von Paris nach London gebracht und den Engländern übergeben, die versprachen, später die französischen Interessen auf dem Gebiet der Kernenergie zu wahren.

Die Forschungsergebnisse aus dem Collège de France waren eine wertvolle Hilfe für die britischen Wissenschaftler. Am 15. Juli 1941 stellten sie in einem offiziellen Bericht fest, daß die Schaffung einer Atombombe praktisch möglich sei. Auf dieser Grundlage wurde ein Regierungsprogramm für die Arbeiten an der Atombombe unter dem Code „Tube Alloys" beschlossen.

Im Herbst 1941 trafen die Physiker George Pegram und Harold Urey aus den USA in Großbritannien ein. Sie überzeugten sich davon, daß die Briten bezüglich der militärischen Anwendung neuester wissenschaftlicher Erkenntnisse den Amerikanern erheblich voraus waren. Zwischen Washington und London kam es zu einer Vereinbarung, der zufolge Großbritannien die USA in seine wissenschaftlich-technischen Errungenschaften (von den Arbeiten zur Schaffung des Radars bis zur Atomforschung) einweihen sollte. Angesichts der zunehmenden Bombardements und der pausenlosen Luftaufklärung des Gegners wurde immer offenkundiger, daß man das Projekt „Tube Alloys" auf britischem Territorium nicht im industriellen Maßstab verwirklichen konnte.

Im Juni 1942 vereinbarten Churchill und Roosevelt, die englischen Arbeiten über den Ozean zu verlegen und dort die Atombombe mit vereinten Kräften zu bauen. Nachdem aber das Pentagon die Angelegenheit einmal in den Händen hatte, konnte von gleichberechtigter Partnerschaft keine Rede mehr sein. Das englische Programm „Tube Alloys" sowie die britisch-französische Vereinbarung über Zusammenarbeit gingen im amerikanischen



Projekt auf, verschwanden darin.

Im November 1944, machten die Agenten der „Mission Alsos" in Strasbourg eine wichtige Entdeckung. Sie hatten dort Dokumente gefunden, aus denen hervorging, daß sich die deutschen Kernforschungen noch im Laborstadium befanden. Das bedeutete, daß Hitler weder jetzt noch zu Kriegsende über die Atomwaffe verfügen würde. Festgestellt wurde ferner, daß die Betriebe, die mit dem „Uran-Projekt" in Beziehung standen, südlich von Stuttgart, um Hechingen herum, konzentriert waren, das heißt inmitten des Gebiets, das die Franzosen besetzen sollten.

„Ich war zu einer ziemlich riskanten Maßnahme gezwungen, die später die Tarnbezeichnung ‚Betrug' erhielt", schreibt General Groves in seinen Memoiren. „Nach diesem Plan sollte eine amerikanische Stoßgruppe den vordersten französischen Einheiten den Weg abschneiden, das uns interessierende Gebiet vor ihnen einnehmen und es solange halten, bis alle für uns wichtigen Leute arrestiert und verhört waren, alles Schriftliche gefunden war und die Anlagen zerstört werden konnten."

Am 24. April 1945 verletzte eine amerikanische motorisierte Einheit die mit den Verbündeten vereinbarten Grenzen der künftigen Besatzungszonen und erreichte Hechingen noch vor den Franzosen. Die Amerikaner nahmen eine Gruppe namhafter deutscher Physiker fest, bauten den Versuchsreaktor ab und sprengten die Höhle, in der er nach seiner Evakuierung aus Berlin montiert worden war. Auf diese Weise führten die Vereinigten Staaten kurz vor der Begegnung an der Elbe – einem historischen Ereignis für die Völker der Antihitlerkoalition – eine militärische Operation gegen einen ihrer westlichen Verbündeten durch.

Außerhalb der künftigen französischen Zone war für die „Mission Alsos" ein Werk der „Auer-Gesellschaft" in Oranienburg, nördlich Berlins, von Interesse. Die amerikanische Aufklärung hatte schon 1944 herausgefunden, daß dort metallisches Uran für die Atomforschung aufbereitet wurde. Deshalb wurde dieser Betrieb nicht bombardiert. Erst als offensichtlich wurde, daß die sowjetischen Truppen Oranienburg noch vor dem amerikanischen erreichen werden, überzogen 600 „fliegende Festungen" die Stadt mit einem Spreng- und Brandbombenhagel. Alle überirdischen Anlagen des Werkes wurden bis auf die Grundmauern zerstört.

Bei seiner ersten Begegnung mit Truman meldete ihm Groves, daß die neue Superwaffe etwa um den 1. August bereitstünde. Die Werke in Oak Rigde und Hanford würden bis dahin eine solche Menge Atomsprengstoff produzieren, die für drei Bomben ausreiche, für eine Uran- und für zwei Plutoniumbomben. Zu-

nächst sollte eine der beiden Plutoniumbomben gezündet werden.

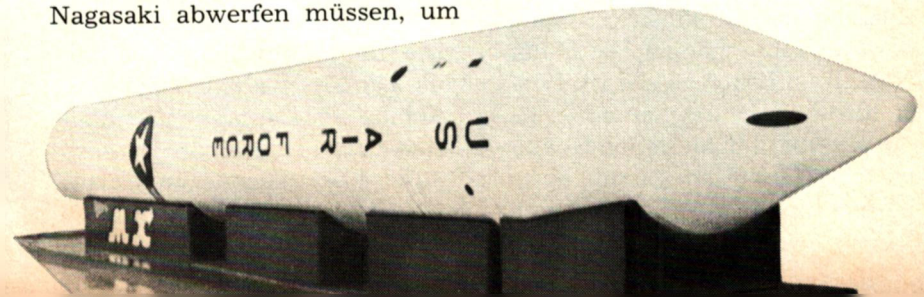
Am 16. Juli kam es in Alamogordo, im Nordwesten des Bundesstaates New Mexico, zur ersten experimentellen Atomexplosion. Am 6. und 9. August löschten derartige Bomben die Städte Hiroshima und Nagasaki aus, 300 000 Menschen kamen um. Die Potsdamer Konferenz der Staatschefs der UdSSR, der USA und Englands fand vom 17. Juli bis zum 2. August 1945 statt. Ein Blick auf diese Daten macht das offensichtliche Bestreben deutlich, den ersten Atomwaffentest mit dem Beginn des Treffens der „großen Drei" und sein Ende mit der atomaren Vernichtung zweier japanischer Städte zusammenfallen zu lassen.

Kurz vor dem ersten Treffen mit der sowjetischen Delegation äußerte der Präsident im Vertrauen zu einem Berater: „Wenn sie explodiert – und ich denke, sie wird es tun – dann habe ich einen Knüppel für diese Burschen!"

Die Washingtoner Geschichtsschreiber verbreiten seither die Legende, die Amerikaner hätten so oder so die Atombombe entwickeln und über Hiroshima und Nagasaki abwerfen müssen, um den japanischen Angriff auf Pearl Harbor zu vergelten. Aber diese Version wird allein schon dadurch widerlegt, daß die Entscheidung über den Entwicklungsbeginn für die Atomwaffe am 6. Dezember 1941 getroffen wurde, also 24 Stunden vor dem Angriff auf Pearl Harbor.

Bei einem Auftritt vor einem Kongreßausschuß sagte General Groves später ohne alle Umschweife: „Schon zwei Wochen nachdem ich die Leitung des ‚Manhattan'-Projekts übertragen bekam, bestanden für mich keine Zweifel, daß der Gegner dabei Rußland ist und daß bei der Verwirklichung des Projekts nur von dieser Voraussetzung auszugehen ist."

Die Karte, die Truman ausspielte, stach bekanntlicherweise schon 1949 nicht mehr; in diesem Jahr hatte die UdSSR das Atomwaffenmonopol gebrochen. Das Sowjetland vollbrachte diese große Leistung in nur vier Jahren, denen ein kräftezehrender Krieg vorausgegangen war. Um so mehr sind heute alle Versuche zum Scheitern verurteilt, die Kernwaffenparität zu beseitigen und eine militärische Überlegenheit über die UdSSR zu erlangen.



Die fruchtbaren Böden unseres Planeten werden schon lange genutzt. Um die Menschheit zu ernähren (bis zum Jahr 2000 werden wir mehr als 6 Milliarden sein), muß man auch lernen, alles zu nutzen, was Nahrungsmittel geben könnte. In der UdSSR, wo 42 Millionen Hektar Neu- und Brachland in Kasachstan, Sibirien, an der Wolga, im Ural und Fernen Osten erschlossen wurden, beschäftigt man sich schon 30 Jahre mit dieser Arbeit.

42 Millionen Hektar, noch dazu in der Zone des ertragsunsicheren Ackerbaus, bei extrem trokkenem Klima, in den landwirtschaftlichen Kreislauf einzubeziehen, – solche Größenordnungen und solche kurzen Zeiträume dürfte die Weltpraxis noch nicht gekannt haben.

Warum wurde überhaupt der Beschluß gefaßt, die östlichen Steppen umzupflügen? Anfang der 50er Jahre mangelte es in der UdSSR an Brotgetreide. Und obwohl die Anbauflächen in jenen Jahren über 146 Millionen Hektar betrugen, konnten die im europäischen Landesteil gelegenen Kornkammern den Bedarf an Getreide nicht völlig decken. Während die Industrieproduktion 1953 zu 1940 um 38 Prozent gestiegen war, stieg die Agrarproduktion in diesem Zeitraum nur um ein Prozent. Eben deshalb war die Idee der Erschließung unberührter, unbewohnter Steppen im Osten des Landes nicht nur richtig und zeitgemäß, sondern auch revolutionär, begeisterte und mobilisierte sie das Volk. Die Zeit wartete nicht . . .

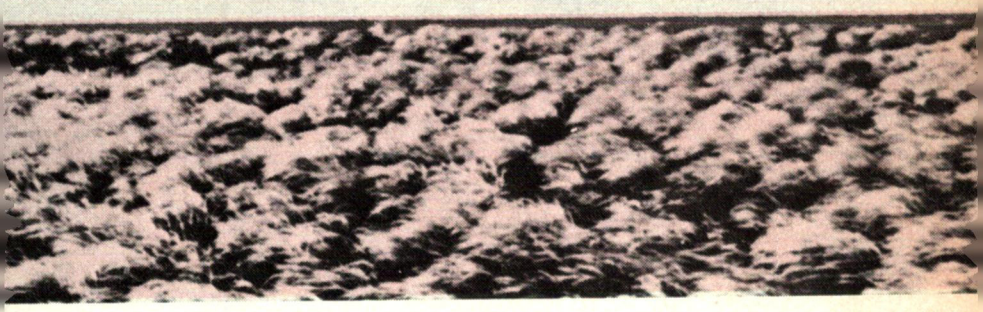
Anfang 1954 fuhren aus allen Teilen der Sowjetunion Tausende und Abertausende Menschen ins Neuland, um bereits im dar-

NEUES AUS DEM NEULAND

Akademiemitglied Alexander BARAJEW,
Direktor des Unionsforschungsinstituts für Getreidewirtschaft

Aus der Zeitung PRAWDA

Fotos: Juri KUIDIN/Juri LITWINOW/TASS/APN



auffolgenden Herbst dem Lande Brotgetreide zu liefern. Die Schlacht um die Ernte entfaltete sich in einer gewaltigen Region. Nordkasachstan zum Beispiel erstreckt sich von West nach Ost über 1300 und von Nord nach Süd über 900 Kilometer, es hat über 600 000 Quadratkilometer Fläche. Das ist mehr als das Territorium Frankreichs. Und hier sollten nun 250 000 Quadratkilometer von Hitze versengter, unberührter Steppe gepflügt und bestellt werden.

Niemand wußte damals so recht, wie eine Wirtschaft auf riesigen Flächen zu führen ist, die ungeschützt dem Wind ausgesetzt sind. Wie Getreide auf Millionen Hektar anbauen? Die Neusiedler, im wesentlichen Zugezogene aus zentralen Gebieten Rußlands, aus der Ukraine und Belorußland, begannen die in Jahrhunderten erprobten agrotechnischen Methoden anzuwenden, die für ihre Heimat üblich sind. Sie waren aber, wie sich später herausstellte, hier wenig geeignet. Die Fehler zeigten sich bald. in Staubstürmen, dem Eingehen der Saaten, der Verringerung der Fruchtbarkeit . . .

Als ich 1957 zum Direktor des Unionsforschungsinstituts für

Im Winter 1954 tauchten dort, wo jahrhundertelang nur das Steppengras gesäuselt hatte, die ersten Zelte der Neulandfahrer auf.

Getreidewirtschaft ernannt wurde, existierte es praktisch noch nicht. Es gab lediglich eine kleine Versuchsstation im Gebiet Zelinograd, zu der fünf Leute gehörten.

Die Hauptaufgabe, die das Institut lösen mußte, bestand darin, so schnell wie möglich den Boden vor trockenen Steppenwinden und Staubstürmen zu schützen, jeden Tropfen Feuchtigkeit für die Ernte zu nutzen. Versuche wurden in vielen Richtungen durchgeführt.

Niederschläge fallen im Neuland wenig: 200, maximal 300 Millimeter pro Quadratmeter im Jahr. Im Winter jedoch tragen starke Winde den Schnee in Täler, Schluchten, Flußauen. Er bleibt nur dort liegen, wo es irgendeinen Pflanzenwuchs gibt. Ungeschützte Bodenstücke sind der Winderosion im Winter aber stärker unterworfen als im Sommer. Das „klassische" Ackern mit dem Pflug dörrte die Erde völlig aus, drohte, sie in eine unfruchtbare Wüste zu verwandeln.

Ein prinzipiell neues Bodenschutzsystem wurde notwendig, um die negativen Folgen menschlichen Eingreifens in die Steppe auf ein Minimum zu beschränken. Man begann, die Felder mit Schälpflügen und anderen Antierosionsmaschinen und -vorrichtungen zu bearbeiten, bei denen der Boden nicht gewendet wird und die Stoppel auf der Oberfläche bleibt. Gerade die

Stoppeln verhinderten das Ausbrechen von Staubstürmen, und hielten im Winter den Schnee gut. Sie erhöhten auch die Fruchtbarkeit und schützten die junge Saat vor den heißen Winden.

Die neue Agrotechnik sah den Fruchtwechsel von Schwarzbrache abwechselnd mit dem Anbau von Getreide oder mehrjährigen Gräsern vor. Ein wichtiges Element des bodenschützenden Ackerbaus wurde auch die Speicherung der Feuchtigkeit im Winter: Schneehäufeln brachte Schneedecken bis zu 40 Zentimeter auf den Feldern. Und das sind ungefähr 1400 bis 2200 Tonnen Wasser pro Hektar. Das alles zusammen ermöglichte, die Getreideernten zu erhöhen. Die alles gefährdenden Staubstürme fanden ein Ende. Mit der Zeit hat sich auch die Technik vervollkommnet. Heute arbeiten auf den Feldern Kasachstans schon Antierosionsmaschinen der dritten Generation, die sich gegenüber ihren Vorgängern durch größere Produktivität, Zuverlässigkeit und Einfachheit auszeichnen.

Die Erschließung des Neu- und Brachlands brachte den Ackerbauern viel Erfahrung. Aber sind

Mit der ersten Furche begann die Eroberung der ausgedehnten Flächen.

Alexander Barajew, Akademiemitglied und Direktor des Unionsforschungsinstitutes für Getreidewirtschaft

schon alle Reserven erschöpft? Natürlich nicht.

Immer öfter ist heute in Kasachstan von einem zweiten Neuland die Rede. Damit sind die Salzböden gemeint. Fast drei Viertel der ungefähr 100 Millionen Hektar Minderböden der UdSSR befinden sich in dieser Republik. Bisher bringen die Salzböden keinerlei Nutzen. Aber wenn man sie melioriert, wenn man sich entsprechend um sie kümmert? Auf Versuchsfeldern unseres Instituts bringen Salzböden im Durchschnitt 12 Dezitonnen Gerste pro Hektar. Die Nutzbarmachung dieses früher unbeachteten Bodens ist eine perspektivreiche Sache. Spezielle Sorten von Futterkulturen für Salzböden sind bereits selektiert und gezüchtet worden. Auch eine Technologie zur Bodenbearbeitung wurde gefunden. In den ersten Jahren der Erschließung des Neulands wurde die Frage seiner Bewässerung überhaupt nicht aufgeworfen. Jetzt lösen wir sie. In Nordkasachstan gibt es zum Beispiel genügend Seen und Stauanlagen, um die Bewässerungsfläche bedeutend zu erweitern. Kleinere Wasserreservoire können hier praktisch auf dem gesamten Territorium geschaffen werden. Einzelne Landwirtschaftsbetriebe erreichen durch Bewässerung stabile Ernten bei Silomais, Kartoffeln und mehrjährigen Gräsern.

Der Ertrag hängt in vielem von den Getreidesorten ab. Die Menschen brauchen ein breites Sortiment an Getreide. Im Neuland wurden von der Natur selbst die Bedingungen zum Anbau von Stark- und Hartweizensorten vorgeschrieben. Im Selektionszentrum unseres Instituts werden verstärkt neue Sorten gezüchtet, die zusätzlich 3 bis 4 Dezitonnen

Das Bodenschutzsystem, das auf dem Neuland zur Anwendung kommt, forderte grundlegend neue Technik.

Unvergessen sind die Traditionen der Neulandfahrer. Der zweifache Held der sozialistischen Arbeit Shasybek Kuanyschbajew, einer von denen, die vor 30 Jahren begannen, diese menschenleeren Weiten zu erschließen, gibt gern seine Erfahrungen an die Jugend weiter.

Getreide pro Hektar bringen können.

Die Heldentaten der Neulanderschließer gingen für immer in die Geschichte der UdSSR ein, auch wenn nicht alle an ihren Erfolg glaubten. Vor 30 Jahren prophezeite eine ernst zu nehmende westliche Zeitung: „Unter den wilden Naturbedingungen des Neulands kann der Mensch nicht existieren. Deshalb kann man unbesorgt sein: Das Neuland wird ein unverdaulicher Bissen im Magen Rußlands bleiben."

Diese Prophezeiung hat sich nicht bewahrheitet. Das Neuland gab und gibt Brotgetreide, viel Brotgetreide. So lieferte zum Beispiel Kasachstan in 13 Jahren (1940–1953) 16 Millionen Tonnen Getreide, aber in den folgenden 13 Jahren bereits 112 Millionen Tonnen. Und heute verkauft man jährlich an den Staat 16 Millionen Tonnen.

Natürlich gleicht nicht ein Jahr dem anderen. Die neuen Getrei-

Im Sowchos „Neuland". Der Kindergarten für den Nachwuchs

dewirtschaften, ich wiederhole es, arbeiten in der Zone ertragsunsicheren Ackerbaus. Aber wie die Wetterbedingungen im Osten des Landes auch waren und sind – Brotgetreide gab es und wird es geben. Nicht selten in den vergangenen 30 Jahren half das Neuland der Heimat aus, wenn die europäischen Kornkammern der UdSSR wegen klimatischer Unbilden nicht die geplante Mindestmenge einbringen konnten.

Die Bezwingung des Neulands wurde zu einem denkwürdigen Markstein in der Biographie von

Millionen Menschen, die aus allen Ecken des Landes dorthin gekommen sind. Doch das war nicht bloßer Enthusiasmus. Man darf sich die Sache nicht so vorstellen, als hätte man sozusagen Freiwilligentrupps ins Neuland geschickt und sie in der nackten Steppe ihrem Schicksal überlassen. Ins Neuland wurden die besten Baumaterialien und die notwendigen Ausrüstungen, die zu jener Zeit modernste Technik geschickt. In kurzer Zeit wuchsen in der unbewohnten Steppe grüne, gut angelegte Sowchossiedlungen, neue Städte, wurden Industriebetriebe gebaut, große wissenschaftliche Zentren und Agrar-Industrie-Komplexe errichtet.

Die Erfahrungen des Neulands bestätigen aufs neue, daß die Menschheit der Lösung vieler lebenswichtiger Aufgaben gewachsen ist. Darunter auch einer gesicherten Versorgung der Menschen mit Nahrungsmitteln. Das ist eine Aufgabe von Dringlichkeit, hungern doch nach Angaben der UNO noch über eine Milliarde Menschen auf unserem Planeten.

Wir alle haben nur eine Erde. Als Bauer, Sohn eines Bauern, glaube ich an die Freigebigkeit der Erde, die uns ernährt. Sie wird uns sorgsamen und vernünftigen Umgang mit ihr hundertfach danken.

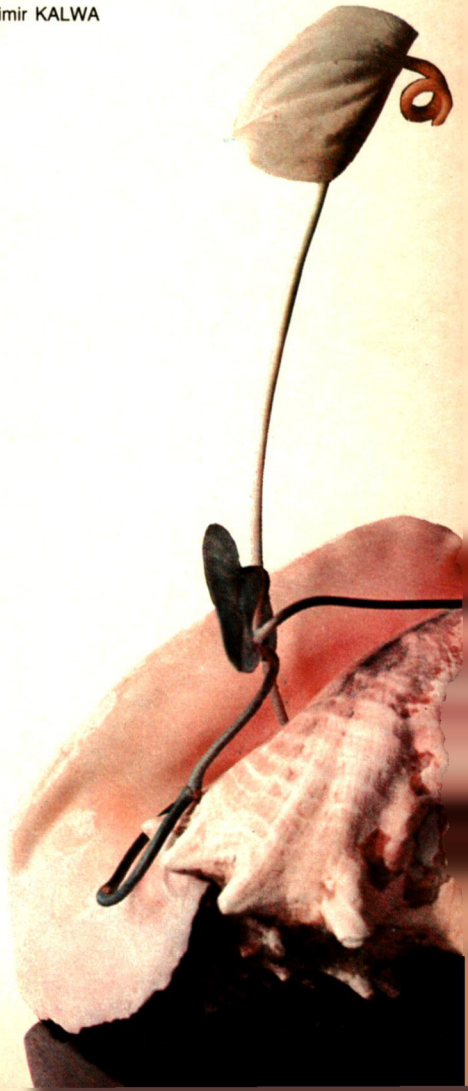
Von Kindheit an sind wir an Blumen in unserer Umgebung gewöhnt. Wir sind bestrebt, in unserem Heim für ein anmutiges Sträußchen Schneeglöckchen und Veilchen, für die ersten Rosen und Hyazinthen sowie Akazienzweige immer ein Plätzchen zu finden. Ein geschmackvoll zusammengestelltes Bukett ist schon ein kleines Kunstwerk. Die Natur selbst weckt den Künstler im Menschen.

Die Tradition der Blumenbinderei reicht nach Ansicht der Historiker bis ins 6. Jahrhundert zurück. Wie jede Kunstschöpfung widerspiegelte der Blumenstrauß den Zeitgeschmack, erfuhr er viele Wandlungen. Nach russischem Brauch war ohne hübsch gebundenen Blumenstrauß keine Feier, kein bedeutendes Ereignis denkbar. Im 18. Jahrhundert schmückte man die Festtafel, indem man Blumen, manchmal lediglich die Blütenblätter, wahllos über das ganze Tischtuch verstreute. Sehr beliebt war die Komposition „Weg": kurz abgeschnittene Blumen in flachen, länglichen Gefäßen angeordnet, die man längs der Tafel aufstellte. Im 19. Jahrhundert erweiterte man solche Dekorationen zu Flüssen, Seen und Wasserfällen aus Blüten.

Was gehört nun zu einem modernen Blumenarrangement? Eleganz in der Kombination mit Schlichtem; die harmonische Einheit, selbst wenn das eingesetzte Material gegensätzlicher Natur ist: Blumen und Steine, Moose, Baumknorren, Wurzeln, Baumrinde, Zweige von Nadelbäumen. Die Meister der modernen Blumenbinderei verstehen sich darauf, eine einzelne Blume in ihrer ganzen Pracht zur Geltung zu bringen, den Beschauer zum Betrachten und zur Betrachtung anzuregen.

DER KLEINE PRINZ DER BLUMENBINDER

Jewgeni DWORNIKOW
Aus der Zeitung
SOWJETSKAJA LATWIJA
Fotos: Wladimir KALWA



Alles begann auf dem Anwesen von Großmutter Elvira, wo er den Sommer verlebte, und zwar mit dem Einfall der Dorfjungen, Wildäpfel aus dem Wald zu verpflanzen. Als es soweit war, trugen diese kleine, bittere, ungenießbare Früchte. Doch wichtiger als das war etwas anderes, was der Stadtjunge sah. Ergrünende Bäumchen vor dem weit geöffneten Fenster, die gestern noch gar nicht dagewesen waren.

Auf dem Grundstück wuchsen hundertjährige Eichen und Birken, der Vorgartenzaun wurde von Fliederhecken überwuchert, im Gras schimmerten die weißen Maiglöckchen. Der Junge hockte sich ins Gras, um die zitternden Glöckchen mit ihren grünen Hüllblättchen genau betrachten zu können. Wie ist es nur möglich, daß all das von selbst ersteht?

Ihn interessierte, woher die

Blume „Tränendes Herz“ ihren Namen hatte. Die Blüte war zartrosa, und an einem zierlichen Stengel tatsächlich ein Herzchen zu erkennen.

Wahrscheinlich wurde Wladimir Kalwa gerade damals zur „Poesie der Blüten“ inspiriert. Die ersten Zeilen dazu schrieb er nach 25 Jahren nieder.

Ihr lebt. Ich unterhalte mich mit euch.
Ihr seid das herrliche Hohelied der Liebe.
Ich vergleiche euch mit einer Frau, mit
einer Mutter, mit einem Kind ...

Er entstammt einer Angestelltenfamilie. Den Vater, der sich immer als Bauer fühlte, hatten die Umstände zum Umzug in die Stadt gezwungen. Die Mutter verwahrte ein Heftchen mit eigenen Versen. Im stillen bedauerte sie, keine Dichterin zu sein. Der Sohn sollte dem Wunsch der Eltern gemäß einer angesehenen Tätigkeit nachgehen. Alles schien klar: der Beruf – Agronom, der Arbeitsplatz – ein Obstbaubetrieb, das Einverständnis des Sohnes.

„Ich arbeitete bereits als Agronom in einer Versuchswirtschaft. Eines Tages fuhr ich mit dem

Fahrrad in das benachbarte Städtchen Tukums. An einem Zaun entdeckte ich einen abgebrochenen bemoosten Stein. Er kam mir wie ein Einsiedler vor, der nie Wärme gespürt hatte. Ich hob ihn auf und prüfte ihn mit den Händen. Zu Hause steckte ich in die Moospolster noch zwei Blütenknospen. Das Ganze war ziemlich reizvoll: die aufgeblühten Blumen ‚wärmten' den männlich-kühlen Stein. Das war meine erste Komposition. Ich schenkte sie der Mutter."

Während er das alles erzählte, versuchte ich das Abc des Blumensteckens zu begreifen. „Wahrscheinlich liegt das Wesen in der Symbolik der Farbe. Rot – Feuer, Liebe, Leben. Gelb – Wärme, Würde. Weiß – Reinheit, Zärtlichkeit. Es gibt traditionelle Wahrnehmungen des Menschen, denen sich alles unterordnet. Habe ich recht?" fragte ich.

Mein Gesprächspartner nickte höflich, jedoch ohne besondere Zustimmung. Schließlich entgegnete er:

„Die Farbe ist längst nicht alles. Eine Blume oder mehrere – das macht schon einen großen Unterschied. Eine große Knospe oder eine kleine – hierin widerspiegeln sich Gesetze der Harmonie ebenso wie die Idee an sich. Ein gerader, starker Stiel oder ein geknickter, schwacher? Was ordnet man der Blume zu – einen Zweig oder einige Fichtenzapfen? Wo kommt das Arrangement besser zur Geltung – in einer schlanken Vase oder in einem Tongefäß! So gibt es noch Dutzende ‚Wie', ‚Wo' und ‚Was'. Etwas haben wir bisher außer acht gelassen: die Intuition, die durch kein noch so zielstrebiges Studium zu gewinnen ist: Ohne sie wäre Kunst undenkbar. Alles andere ist Handwerk."

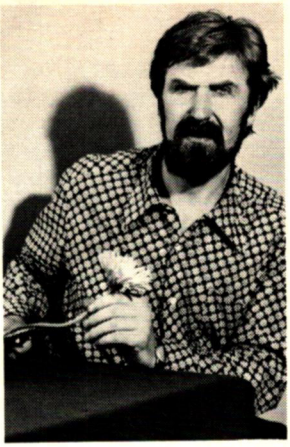
Der Begriff „Ikebana", von mir aufgeworfen, verdroß den Künstler sehr.

„Ich beschäftige mich keinesfalls mit Ikebana. Ich gestalte einfach Sujets aus Blumen, Keramik und anderen Hilfsmaterialien. Um es den Japanern gleichzutun, muß man sich bei der Arbeit von der Silhouette eines Vulkans vor dem Fenster inspirieren lassen; muß die Wohnung fast durchsichtige Wände haben; bedarf es schließlich einer nur diesem Volk eigenen Wahrnehmung der Umwelt. Damit meine ich nationale Wurzeln der Ästhetik, der Poesie, des Alltags, möglicherweise sogar der Philosophie. Mit meinen Kompositionen versuche ich, jenen Vorstellungen über das Schöne, die meinem Volk eigen sind, gestalterisch Ausdruck zu verleihen."

Später erklangen im Haus des Künstlers lettische Weisen. Ich begriff, wo die Quellen für Kalwas Schaffen liegen: in zurückhaltenden, nachdenklich stimmenden Zeilen von Volksliedern, die sich in den schlichten, farblich einfach gehaltenen Blumenarrangements widerspiegeln.

Nehmen wir zum Beispiel „Steilwand": ein geborstener Stubben, der einer vom Sturm gepeitschten Uferdüne gleicht. Oder „Leitstern": eine blendend weiße Blüte neigt sich über einen grauen Feldstein. Die daruntergelegte Glasplatte zeigt ein unzertrennlich anmutendes Paar – die Blume und den Stein – die Hoffnung, den Glauben der Menschen.

„Nicht jede meiner Kompositionen erhält einen Namen; das überlasse ich der Phantasie des Betrachters. Manchmal ist eine gedankliche Umsetzung auch gar nicht beabsichtigt. Die Komposition hat nur Schauwert. Die Hauptsache besteht für mich darin, im Menschen die Empfindung



Wladimir Kalwa

für das Schöne zu wecken; im Kleinen das Bedeutende, im Unerwarteten die Gesetzmäßigkeit zu zeigen. Erinnern Sie sich des Kleinen Prinzen Saint-Exupérys?"

„Auf deinem Planeten", sagte der Kleine Prinz, „züchten die Menschen fünftausend Rosen in einem Garten . . . und finden nicht, was sie suchen . . . Dabei ist das, wonach sie suchen, nur in einer einzigen Rose zu finden."

Aus der Geschichte Rußlands

Iwan der Schreckliche ließ Rußland wirtschaftlich zerrüttet, ja führerlos zurück. Als die Lage dann durch eine dreijährige Hungersnot noch verschlimmert wurde, begann die sogenannte Zeit der großen Wirren. Sie erschütterte den Staat in seinen Grundfesten, und die Feinde des Russenreichs witterten Morgenluft.

EINE ZEIT DER WIRREN UND DES AUFRUHRS

Boris KROTKOW

Fotos: Wladimir KIRJUCHIN

Das 17. Jahrhundert brachte Rußland zahlreiche dramatische Ereignisse. Ihre Ursachen liegen aber weiter zurück. Manche haben wir bereits bloßgelegt. Auf andere kommen wir hier zu sprechen, vor allem auf den Anstoß zur sogenannten Zeit der großen Wirren: auf das Erlöschen des alten Moskauer Zarengeschlechts. Es stammte von einem Sohn Alexander Newskis ab und zählte bedeutende Persönlichkeiten wie Iwan Kalita und Fürst Dmitri zu sich, der die Mongolen auf dem Feld von Kulikowo schlug. Diesem Herrscherhaus entstammten noch andere Größen. Sein letzter Sproß, Fjodor, Sohn Iwan des Schrecklichen, war schwachsinnig. Nach Berichten von Augenzeugen gefiel er sich nur in „frommem Tun". Er ging gern in Kirchen, um die Glocken zu läuten. Iwan IV. hatte Rußland „eigenhändig" eines gesunden Erben beraubt. Das kam so.

Übelgelaunt, wie er in seinen letzten Lebensjahren immer häufiger war, betrat Zar Iwan auf einem Rundgang durch das Schloß die Gemächer seines Ältesten und traf dessen Frau wegen

Fortsetzung. Siehe Heft 4, 5, 6, 7/84. – Die Red.

Tragisch gestaltete sich das Leben Zars Iwan Wassiljewitsch. Schauen Sie auf das Gemälde Ilja Repins (1844–1930) „Iwan der Schreckliche und sein Sohn Iwan". In einem Zornanfall tötete der Zar seinen Lieblingssohn. Seine Trauer danach war groß.
Iwan IV. ging in die Geschichte als Verkörperung des Despotismus der russischen Selbstherrschaft ein. In Westeuropa wurde zur selben Zeit die Festigung der Monarchien von einem Wachsen der Tyrannei begleitet. So herrschte damals in Spanien der Fanatiker und religiöse Eiferer Philip II., in England Heinrich der VIII., der den Beinamen „Blaubart" hatte, und in Frankreich ereignete sich die Bartholomäusnacht.

Die Geschichte des alten Rußland ist nicht nur die Geschichte von Zarendynastien, Feudalkriegen und Schlachten mit fremdländischen Eindringlingen, des Zusammenschlusses der Heimatlande. Die Geschichte Rußlands ist auch die Geschichte von Volkserhebungen gegen die Bojaren und Hofadligen. Die gepeinigte Bauernschaft versuchte viele Male, das unerträgliche Joch der Leibeigenschaft abzuschütteln. Rußland wurde von Aufständen erschüttert. Drei Bauernkriege hinterließen im Gedächtnis besonders tiefe Spuren, zwei von ihnen im 17. Jahrhundert, der dritte in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Sie fegten wie ein Wirbelwind über das Land, ließen die Herrschaft der Zaren und ihrer Helfershelfer in den Grundfesten erzittern. Aber jedesmal gelang es, die Volksbewegung letztlich niederzuschlagen, weil sie unorganisiert, nur spontan war.

. . . Fünf Wochen wurde Moskau im Jahre 1906 von Truppen Bolotnikows belagert, ehe sie durch Verrat adliger Gefolgsleute geschwächt und vor den Mauern Moskaus zerschlagen wurden. Das Bild stammt von Gawriil Gorelow (1880–1966).

. . . Im Herbst 1670 fuhr den Donkosak Rasin, der an der mittleren Wolga eine Niederlage erlitten hatte, mit einigen Barken zurück zum Don, wo er von reichen Kosaken verraten wurde. Unser Ausschnitt ist aus dem Gemälde „Stepan Rasin" von Wassili Surikow (1848–1916).

der Hitze und ihrer Leibesfülle – sie war schwanger – im bloßen Hemd an. Damals aber galt eine Frau erst als angezogen, wenn sie mindestens drei Hemden anhatte.

Der erzürnte Zar verprügelte die Schwiegertochter, und der Zarewitsch, der seine Frau in Schutz nahm, bekam einen tödlichen Schlag mit dem eisernen Stock auf den Kopf. Iwan der Schreckliche verlor beinahe den Verstand, wollte abdanken und ins Kloster gehen. Er überlebte den Sohn nur um zwei Jahre. Den Thron erbte sein zweiter Sohn, der geistesschwache Fjodor.

Dieser regierte fast fünfzehn Jahre. Rußland hatte noch Glück: Sein gewiefter Berater war der Schwager Boris Godunow. Das alte Bojarentum, das selbst gegen Iwan den Schrecklichen zu opponieren gewagt hatte, wurde nun ganz frech. Als der Dienstadel Boris Godunow zum Zaren ausrief und dieser nach dem Vorbild Iwans des Schrecklichen die alten Bojaren in die Schranken zu weisen versuchte, wurde die Lage in der Staatsführung kritisch und durch Mißernten, die das Land mehrere Jahre hintereinander heimsuchten, noch schlimmer. In Rußland herrschte Gewitterstimmung. Die Zeit der großen Wirren nahte.

Vorbote der Wirren war die bis dahin in Rußland unbekannte Usurpation. Sie nahm 1601 ihren Anfang, als in Moskau das Gerücht umging, daß an der Westgrenze Rußlands ein Mann aufgetaucht sei, der sich für Dmitri, den jüngsten Sohn Iwan des Schrecklichen, ausgebe und dem Volke Freiheit und Schutz vor der Bojarenwillkür verheiße.

Unter Fjodors Herrschaft galt es als erwiesen, daß Dmitri im Alter von sieben Jahren umgekommen war – entweder durch von Boris Godunow gedungene Mörder oder, wie das offizielle Untersuchungsergebnis lautete, in einem epileptischen Anfall in eine Klinge gestürzt war. Wie dem auch sei, die Gerüchte verbreiteten sich wie ein Lauffeuer, und dann wollte man genau wissen, daß den Anwärter auf den russischen Thron polnische Magnaten unter ihre Fittiche genommen hatten und daß Zygmunt III., König der Rzeczpospolita (Polen-Litauen), höchstpersönlich für ihn Interesse gezeigt habe. Schließlich fiel ein 20 000 Mann starkes polnisches Reiterheer 1604 in Rußland ein, geführt von einem Mann, der später als der falsche Dmitri I. bekannt wurde. Er versprach König Zygmunt, sich für den Thron mit großen Gebieten Rußlands zu revanchieren.

Zu dem vermeintlichen Zare-

witsch stießen aufständische Bauern und sogar einzelne Bojaren, die sich mit Boris Godunow endgültig überworfen hatten. Viele Städte ergaben sich kampflos. Der falsche Dmitri machte sich 1605 den Tod Godunows zunutze und nahm Moskau ein. Dort feierte er Hochzeit mit der vornehmen Polin Marina Mniszek. Nach der pompösen Hochzeitsfeier betranken sich die Eindringlinge und terrorisierten die Bevölkerung.

Das Volk ertrug die fremden Peiniger nicht lange. An einem frühen Maimorgen läuteten in ganz Moskau die Glocken, und die Moskauer stürzten, mit Messern bewaffnet, in die Häuser, wo die Polen Quartier genommen hatten, und nahmen Rache an den ungebetenen Gästen. Der falsche Dmitri suchte zu entkommen, sprang aus einem Fenster, brach sich ein Bein und wurde getötet. Man verbrannte den Leichnam, lud mit der Asche eine Kanone und schoß sie in Richtung Polen ab.

Indessen breitete sich die Rebellion immer weiter aus. Die Bauern kämpften gegen Unterdrückung und Leibeigenschaft. 1597 wurde ein Gesetz verabschiedet, laut dem die Leibeigenen ihren Herren bis in den Tod dienen mußten. Sie träumten von einem „guten" Zaren, der allem Ungemach ein Ende setzen werde. Anführer des Aufstands war Iwan Bolotnikow, ein Mann mit ungewöhnlichem Lebenslauf.

Der Leibeigene eines Fürsten floh zu den Donkosaken, wurde von Tataren gefangengenommen und in die türkische Sklaverei verkauft, war Galeerensklave, kam in einer Seeschlacht frei, geriet nach Venedig und kehrte von dort nach Rußland zurück. Bolotnikow haßte die Leibeigenschaft. Mit einem kleinen Trupp Aufständischer begann er. Als er sich mit seinen Anhängern im Oktober 1606 bis nach Moskau durchgekämpft hatte und dieses belagerte, stand er an der Spitze eines Heeres von mehr als 100 000 Mann. Der Aufstand erfaßte 70 Städte und Landkreise.

Der Bauernkrieg drohte, den Feudalstaat samt und sonders zu vernichten. Das erkannten die Fürsten und Bojaren, sie einigten sich und schlugen Bolotnikow zurück. Der Krieg ging mit wechselndem Erfolg noch fast ein Jahr weiter.

Die Bojaren traten mit Bolotnikows Leuten in Verhandlungen. Sie versprachen, alle freizulassen, die die Waffen strecken würden. Die Aufständischen ergaben sich. Dazu hatte sie auch die Nachricht bewogen, daß von der polnischen Grenze her ein fremdes Heer auf Moskau marschiere.

Kaum hatten die Bauern aber

die Waffen gestreckt, da wurde Iwan Bolotnikow gefaßt, nach Norden verschleppt, geblendet und in einem Eisloch ertränkt. Viele andere Teilnehmer des ersten Volkskriegs der russischen Geschichte wurden ebenfalls hingerichtet.

Das Scheitern des Abenteuers mit dem falschen Dmitri I. mäßigte den Eroberungsdrang der polnischen Feudalherren aber nicht im geringsten. Sie gierten nach russischen Landen. Und so setzten sie bald darauf einen neuen Usurpator, Dmitri II., ein und verheirateten ihn mit derselben Marina Mniszek. Auch ein Heer gaben sie ihm. Als aber die Moskauer auch diesen Usurpator verjagten, ging Polen zu direkter Annexion russischer Gebiete über. Die Ironie des Schicksals wollte es, daß ihm dabei Bojaren, Mitglieder der damaligen russischen Regierung, halfen. Aus Furcht vor dem aufsässigen Volk,

1612. Durch Rußland klingt der Kampfruf: „Keine fremden Herren auf russischer Erde!" Zweihundert Jahre später wird in Moskau auf dem Roten Platz dieses Denkmal des Bildhauers Iwan Martos (1754–1835) aufgestellt. Es trägt die Aufschrift: „Dem Bürger Minin und dem Fürsten Posharski – In Dankbarkeit Rußland." Im Hintergrund die Pokrowski-Kirche, bekannt als Basilius-Kathedrale, die unter dem Zaren Iwan Wassiljewitsch errichtet wurde.

schlossen sie mit Polen einen Vertrag, nach dem der Sohn Wladyslaw Zygmunts III. den russischen Thron besteigen sollte, und ließen denselben in einer finsteren Herbstnacht des Jahres 1610 heimlich in den Kreml ein.

Doch weder die Polen noch die Bojaren kamen auf ihre Rechnung. Zur Verteidigung des Heimatlandes erhob sich das einfache Volk. Städte, die der Feind noch nicht erreicht hatte, stellten Volkswehren auf. Zusammen mit den Russen zogen Mari, Tschuwaschen, Komi, Tataren u. a. gegen den Feind.

Im Sommer 1612 stieß das vereinte Heer unter dem Ältesten der Kaufmannschaft von Nishni Nowgorod Kusma Minin und dem Fürsten Dmitri Posharski nach Moskau vor, belagerte den Kreml, in dem sich 400 Polen verschanzt hatten, und forderte die Belagerten auf, sich zu ergeben. Diese rechneten auf Zygmunts Hilfe und lehnten Verhandlungen ab. Doch Zygmunts Heer wurde geschlagen, und die Belagerten, denen der Proviant ausging, streckten die Waffen. Die Russen ließen sie ungehindert aus der Stadt abziehen.

Die Befreiung Moskaus löste in Rußland einen neuerlichen Aufschwung des Befreiungskampfes aus. Die Einwohner anderer besetzter Städte erhoben sich; mancher Patriot kämpfte nur auf sich gestellt. Das Gedächtnis des Volkes hat die Geschichte des Bauern Iwan Sussanin bewahrt. Er erklärte sich bereit, einen Trupp fremder Eindringlinge zu führen, und brachte sie in einen Sumpf. Man tötete ihn, aber auch für die Mörder gab es kein Entrinnen. Im 19. Jahrhundert komponierte Michail Glinka nach dieser Begebenheit seine berühmte Oper „Iwan Sussanin".

Die Russen, die die Zeit der großen Wirren er- und überlebten, nannten diese auch den großen Niedergang des Moskauer Reiches. Nachdem die Eindringlinge vertrieben worden waren, hatte Rußland keine Regierung, keinen Zaren und kein reguläres Herr mehr. Viele Städte und Dörfer lagen in Trümmern.

Im Jahre 1613 beriefen die Bojaren, Geistlichen und Kaufleute einen Semski sobor (Reichsversammlung) ein. Er bestimmte, daß Rußland einen Zaren haben müsse, daß das aber weder ein polnischer noch ein schwedischer Königssohn, noch anderen ausländischen Bekenntnissen Angehörender sein darf. Er müsse unbedingt aus einem ‚rechtgläubigen' Land sein.

Der Semski sobor wählte Michail Romanow, den 16jährigen Sohn des Metropoliten Philaret zum Herrscher. Die Romanows waren seit Iwan dem Schreckli-

chen mit dem erloschenen Herrscherhaus verschwägert (eine der sieben Ehefrauen des Zaren war eine Romanow). Dem einfachen Volk gefiel das: Es sah gern einen Zaren, der rechtmäßig derselben Linie angehörte. Die Bojaren, die die Wahl leiteten, entschieden sich aus einem anderen Grunde für Michail. Darüber schrieb der Bojar Scheremetew zynisch an den Fürsten Golizyn: „Mischa Romanow ist jung, sein Verstand ist noch nicht reif, er wird auf uns hören."

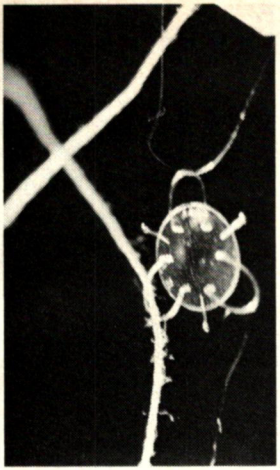
Die neue Dynastie sah sich einer Gesellschaft gegenüber, wie sie die früheren Zaren nicht gekannt hatten. Der Historiker Kljutschewski schrieb folgendes darüber: „Aus den großen Wirren ist das Volk viel empfindlicher und reizbarer hervorgegangen, als es früher war. Es hat die politische Geduld abgelegt, über die sich ausländische Beobachter im 16. Jahrhundert wunderten, und war längst nicht mehr das widerspruchslose, gehorsame Werkzeug der Regierung." Ungefähr von den 40er Jahren an jagten sich die Erhebungen. Die größte war die von dem Donkosaken Stepan Rasin angeführte.

Rasin kam aus einer begüterten Familie, aber er stand zu den Armen. Der Rasin-Aufstand dauerte vier Jahre. Unter den Aufständischen waren außer Russen auch Tataren, Mordwinen, Tschuwaschen und Baschkiren. Alle wollten das Ende der Leibeigenschaft. Sie belagerten Städte und verwüsteten Herrensitze. In einer Gegend niedergeschlagen, entbrannte der Bauernkrieg in einer anderen aufs neue.

Das Zarenheer richtete in den aufständischen Gebieten an Wolga und Don Blutbäder an. So ließ der Wojewode Dolgorukow im Kreise Arsamas allein 12 000 Menschen hinrichten. Stepan Rasin wurde von reichen Kosaken verraten. Am 6. Juni 1671 wurde er in Moskau auf dem Roten Platz gevierteilt.

Ja, das 17. Jh. war sehr ereignisreich. Während es Westeuropa die Blüte des Absolutismus und stellenweise auch den Beginn des freien Unternehmertums brachte, war es für Rußland die Zeit der großen Wirren und, wie spätere Geschichtsschreiber bezeugten, überhaupt das rebellischste Jahrhundert. Das Land war ständig in Aufruhr. Dadurch blieb Rußland noch weiter hinter den fortgeschrittenen Ländern zurück. Aber auch in Rußland deuteten sich Wandlungen an.

Unter Verwendung von Materialien aus der „KURZEN GESCHICHTE DER UDSSR", herausgegeben vom Institut für Geschichte der UdSSR der AdW der UdSSR, aus dem Buch Nikolai Michailows „MEIN RUSSLAND" und aus „DER GESCHICHTE RUSSLANDS" von W. O. Kljutschewski.



Wieviel Menschen leiden an Kurzsichtigkeit, Astigmatismus oder Weitsichtigkeit. Welche Unannehmlichkeiten bereiten ihnen die Brillen! Muß das denn immer so sein? „Nein", antwortet der Direktor des Moskauer Forschungsinstitutes für Mikrochirurgie der Augen, Professor Swjatoslaw FJODOROW.

VERSUCHEN SIE ES MAL OHNE BRILLE!

Aus der Zeitung TRUD

Fotos: Feliks BORODIN/ Boris PRICHODKO/ Juri RYBTSCHINSKI

Die Zivilisation belastet unsere Augen derart stark, daß sie bereits häufig bei 12- bis 15jährigen zu versagen beginnen. Was tun? Bislang war die einzige Hilfe eine Brille. Aber ich war, bin und werde immer gegen Brillen sein. Die von uns angewandten Methoden, die sich bei vielen tausend Operationen bewährt haben, geben uns die feste Überzeugung, daß man ohne Brillen auskommen kann. Bei Kurzsichtigkeit von ein bis sechs Dioptrien ermöglichen wir die Wiederherstellung einer Sehschärfe von 60 bis 100 Prozent. Bei sechs bis zwölf Dioptrien immerhin noch von 63 bis 65 Prozent des Sehvermögens.

Das alles berechtigt mich zu sagen: jeder Mensch soll die Welt ohne Brille sehen, also nicht durch eine Prothese, sondern durch seine eigene, von der Natur so wunderbar geschaffene Hornhaut.

Unsere Methode der chirurgischen Korrektur der Kurzsichtigkeit ist in vielen Ländern, darunter den USA, anerkannt. Amerikanische Chirurgen haben sich eigens bei uns spezialisiert.

Wenn man über Augenkrankheiten spricht, die zum Verlust des Sehvermögens führen, sind damit meistens zwei Hauptleiden – Katarakt und Glaukom – gemeint.

Als wir den Blutkreislauf des Auges untersuchten, stellten wir fest, daß beim Glaukom im vorderen Augenteil wesentliche ischämische Veränderungen vor sich gehen. Das Blut gelangt nur schwer dorthin. Im Ergebnis dessen laufen dort dieselben Prozesse wie bei einem Herzinfarkt ab: die Gefäße verstopfen, das Mus-

kelgewebe wird zerstört, Narben entstehen.

Mit Hilfe moderner Geräte lassen sich solche Veränderungen des Blutkreislaufs einfach registrieren, noch bevor der Augeninnendruck einen kritischen Punkt erreicht hat.

Noch ein nicht unwichtiger Schluß drängte sich uns auf: Die Anwendung bekannter medizinischer Präparate beim Glaukom stört unseres Erachtens nach den Blutkreislauf im Auge zusätzlich, sie verengen die Gefäße. Deshalb wenden wir keine Tropfen mehr an. Nur eine Operation kann die Krankheit stoppen.

Das Glaukom muß man nicht im letzten Stadium, wenn nur noch wenig zu ändern ist, auch nicht im mittleren, wenn nur noch der Hälfte der Patienten geholfen werden kann, sondern im Anfangsstadium operieren. Dann geben wir 98–99 Prozent der Kranken das Sehvermögen wieder.

Der graue Star ist eine schreckliche Krankheit, sie führt manchmal zu völliger Blindheit, weil die Augenlinse keinen Lichtstrahl auf die Netzhaut durchläßt. In den letzten 15 bis 20 Jahren erarbeiteten wir eine Methodik zum Ersatz der getrübten Linse durch künstliche, die aus äußerst reinem inaktivem Plast gefertigt sind. Sie wird jetzt nicht nur in unserem Institut, sondern in 38 Kliniken angewendet.

In den vielen Jahren hat sich die Konstruktion der Linse nur unbedeutend verändert. Wir vervollständigen sie aber laufend. Jetzt wurde der optische Teil der Augenlinse durchsichtiger. Hauptsache aber ist, daß die Augenlinse bequemer wurde. Die Wahrscheinlichkeit von Komplikationen bei ihrer Implantation ist gering – sie beträgt Zehntelprozente.

Aber auch das letzte Modell kann noch vervollkommnet werden. Spezialisten des Instituts haben gemeinsam mit Chemikern neue Plaststoffe hergestellt, die sich durch erstaunliche Eigenschaften auszeichnen. Ihr spezifisches Gewicht entspricht dem der Augenflüssigkeit. Eine Augenlinse aus derartigem Material erlangt wie im Kosmos Schwerelosigkeit. Sie beschädigt nicht die

Während der Operation

Das Forschungsinstitut für Mikrochirurgie der Augen. Swjatoslaw Fjodorow leitet ein Seminar mit amerikanischen Ophtalmologen.

Zellen und ruft keinerlei Entzündungen nach der Operation hervor. Wir haben bisher mehrere Dutzend dieser neuen Augenlinsen implantiert und beobachten unsere ehemaligen Patienten schon seit drei Jahren. Die Resultate sind sehr gut.

Die nächste Höhe, die wir nehmen wollen, ist die Einführung von Heilmethoden, um die Leute von altersbedingter Fernsichtigkeit, die zum Tragen von Plusbrillen zwingt, zu befreien. Im Bunde mit Physikern arbeiteten wir eine Anzahl origineller Verfahren aus, die uns gestatten, die Brechkraft der Hornhaut zu verändern, damit man nicht mehr Brillen mit Plusstärken von 5, 7, 10 und mehr tragen muß. Das ist kein leichtes, aber sehr interessantes Problem.

Die Ergebnisse der ersten hundert Operationen sind vielversprechend. Wir beginnen bald mit ihrer umfassenden Anwendung. Aber das ist nicht unsere einzige Neuheit. Wir haben vor, intensiver auf dem Gebiet der Heilung unangenehmer, vor allem im Alter vorkommender Krankheiten zu arbeiten. Das betrifft u. a. die Degenerierung des gelben Flecks, die Atrophie einzelner Netzhautabschnitte, des Sehnervs. Diese Operationen, mit denen unsere Spezialisten schon begonnen haben, erlauben, in Zukunft Erkrankungen bereits in ihrem frühen Stadium zu stoppen und eine normale Sehschärfe zu erhalten.

Viele tausend Menschen, die in unserem Institut in Behandlung waren, können sich aufs neue am Leben freuen, die Umwelt in ihrer ganzen Schönheit sehen, aktiv arbeiten. Es kommt der Tag, und davon bin ich überzeugt, da alle Brillenträger ihre Nasenfahrräder wegwerfen können.

ZWEI ISLÄNDER GEHEILT

Dreiundzwanzig Jahre trug der 36jährige Isländer Margeir Margeirsson aus Keflavik eine Brille. Dennoch wuchs seine Kurzsichtigkeit katastrophal. Oft mußten die Linsen gewechselt werden. Einmal versuchte er es mit Kontaktlinsen, konnte sich aber nicht an sie gewöhnen. Er zog es vor, wieder zu dem einzigen ihm helfenden Mittel – der Brille – zurückzukehren, ohne die für Margeir die Umwelt auseinanderfloß.

Aus einem Artikel in der isländischen Zeitschrift „Vikan" erfuhr er von den einzigartigen Operationen, die in der Moskauer Klinik Swjatoslaw Fjodorows (so nennt man bei uns das Forschungsinstitut für Mikrochirurgie der Augen des Ministeriums für Gesundheitswesen der RSFSR) vorgenommen wurden. Er beschloß, koste es was es wolle, in die sowjetische Hauptstadt zu fahren.

In der UdSSR-Botschaft in Reykjavik hörte man ihm aufmerksam zu und versprach Hilfe. Drei Monate nach diesem Gespräch erfuhr Margeir voller Freude, daß er nach Moskau fahren kann und daß man ihn dort kostenlos operieren würde: in der UdSSR ist die medizinische Betreuung kostenlos. Zu bezahlen hatte er nur für die Reise, den Aufenthalt im Hotel und Verpflegung.

Nach drei Wochen konnte Margeir schon nach Keflavik heimkehren. Zwei Laseroperationen hatten ihm ein hundertprozentiges Sehvermögen wiedergegeben. Das bestätigte auch sein Augenarzt in der isländischen Hauptstadt.

„Jetzt komme ich ohne Brille aus", sagte der glückliche Margeir.

Und noch ein zweites Mal sprach das Volk der 236 000 Isländer über die hervorragenden Leistungen der sowjetischen Medizin. Zum Anlaß für die lautstarken Äußerungen in der Presse Islands wurde die Heilung des an der sogenannten Zwergkrankheit leidenden isländischen Schülers Helge Ouskarsson in der Klinik Gawriil Ilisarows in Kurgan im Südural. Nach elfmonatiger Behandlung war der Junge um 18 Zentimeter gewachsen.

Aus der Zeitung
MEDIZINSKAJA GASETA

Tuberkulose ist heilbar. Antibiotika helfen den Ärzten, erfolgreich mit dieser Krankheit zu kämpfen. Aber keine Regel ohne Ausnahme: es gibt Kranke, bei denen die Medizin Allergien verursacht. Ich bin Allergikerin und befinde mich schon mehr als 20 Jahre in Dispensairebehandlung.

EIN LEBEN LANG HILFE

Nina LILINA

Aus der Zeitschrift SOZIALNOJE OBESPETSCHENIE

Fotos: Mark STEINBOCK

Meine Mutter starb mit 47 an Tuberkulose, gleich nach dem 2. Weltkrieg. Ich bin jetzt 47 Jahre alt. Leider auch krank, aber nicht so sehr, daß ich mir Gedanken über den Tod machen müßte. Ehrlich gesagt, ich denke bis jetzt nicht einmal daran, habe eine interessante Arbeit, liebe meine Familie, bin, wenn mich nicht ein böser Blick verhexen sollte, glücklich. Vor Zeiten sagte man, daß Schwindsucht eine Erbkrankheit wäre. Die moderne Me-

dizin widerlegt diese Behauptung. Das Leben übrigens auch: meine Kinder und die Enkelin sind gesund. Also hat mir der Krieg und nicht meine Mutter die Tuberkulose beschert.

Meine Heilung mit Antibiotika glückte nicht. Sobald ich sie einzunehmen begann, zeigten sich bei mir Merkmale einer Unverträglichkeit. Wie war es dann möglich, daß ich im reifen Alter praktisch vollständig meine Gesundheit wiederherstellte und mich ein Vierteljahrhundert nach Beginn der Erkrankung stärker und selbstsicherer fühle als in meiner Jugend? Wenn man sich solche Fragen stellt, muß man Rückschau halten, sich des Gesichts der Menschen erinnern, die mir soviel Gutes im Leben taten.

NINA LJACHOWEZKAJA

Unsere Stadtbezirksstelle für Tbc befindet sich in einer alten Moskauer Villa am Jausa-Tor. Geleitet wird sie von Oberarzt Nina Ljachowezkaja, Schülerin und Nachfolgerin der angesehenen sowjetischen Tuberkulosespezialisten Professor Rabuchin und Professor Rewin-Stscherba. Sie begann ihren beruflichen Weg noch vor Beginn der Antibiotika-Ära. Kollegen sagen, daß die Ljachowezkaja eigentlich das Zeug zu einer hervorragenden Wissenschaftlerin hatte. Aber sie ging nicht in die Wissenschaft. Sie blieb bei uns.

Während des Krieges war ich nicht in Moskau, sondern in der Evakuierung. Aber ich erinnere mich der schweren Nachkriegszeit, als es so viele Kranke gab und die Schlangen vor den Behandlungszimmern unendlich lang schienen, als man uns wenigstens einige Tage stationär mit dem künstlichen Pneumathorax behandelte. Jetzt will man einfach nicht glauben, daß es das in diesen leeren Korridoren und Sälen gegeben hatte. Die Station bei der Tbc-Stelle besteht schon nicht mehr. Sie wurde überflüssig.

In jener Zeit richtete Nina Ljachowezkaja dort Kurse für Technisches Zeichnen ein, in denen wir Halbwüchsige ohne eine bestimmte Tätigkeit, erschüttert von dem Unglück, das mit uns geschehen war, den Beruf eines Technischen Zeichners erlernen konnten. Diese Kurse... Nicht nur, daß man uns hier auf Staatskosten unterrichtete, ernährte und nach Abschluß eine Arbeit verschaffte – das war eine besondere Welt, eine Brüderschaft der Güte und gegenseitigen Hilfe. Mir, einem Mädchen, das die Mutter verloren hatte, ersetzte sie die Familie. Und wem außer den Ärzten der Tbc-Stelle konnte in jener rauhen Zeit in den Sinn kommen, Tag für Tag zu wiederholen: „Denk' dran, Kleine. Nie überanstrengen. Die Hauptsache ist Schonung."

Längst schon haben die Teilnehmer unserer Kurse den Weg zur Tbc-Stelle vergessen, sind

Nina Ljachowezkaja, Chefarzt der Tbc-Stelle, sorgt sich grenzenlos um ihre Kranken.

sie völlig genesene Menschen. Einmal erinnerten Nina Ljachowezkaja und ich uns meines Jahrgangs. Technische Zeichnerin ist nur noch Inna Iwanowa. Aljoscha Kalinitschew wurde Künstler, Gena Sytschkow Generaldirektor eines Kraftwerkes, Mischa Jegorow leitender Ingenieur und Kolja Talysin Stellvertretender Vorsitzender des Ministerrates der UdSSR. Natürlich nahmen nicht alle eine solche Entwicklung, aber alle haben Arbeit und Auskommen in der Gesellschaft, Familien, Beschäftigung, Sorgen.

Von den alten Patienten Nina Ljachowezkajas blieb nur ich übrig. Neue chronische Fälle sind selten. Jetzt, da unsere Tbc-Stelle jährlich in allen Polikliniken, Betrieben und Einrichtungen des Stadtbezirks Reihenuntersuchungen aller Einwohner und Werktätigen vornimmt, sind Erkrankungen schon in ihrem Frühstadium erkennbar. Sofort beginnen die Ärzte mit einer intensiven Behandlung. Zunächst behandeln sie den Kranken in einer Klinik antibakteriell oder schlagen bei Notwendigkeit einen operativen Eingriff vor. In Abhängigkeit vom Krankheitsverlauf verbringt der Patient hier von zwei Monaten bis zu einem Jahr. Schließlich empfiehlt die Klinik zur Stabilisierung der erreichten Ergebnisse einen Sanatoriumsaufenthalt. Da die Einweisung ins Anti-Tbc-Sanatorium kostenlos ist und diese in den schönsten Gegenden gelegen sind, so in den Wäldern bei Moskau, an der Südküste der Krim und im Kaukasusgebirge, verzichtet niemand (zumindest bin ich noch nie einem solchen Fall begegnet). Hier verbringt der Kranke zwei, drei Monate, manchmal bis zu einem halben Jahr. Es versteht sich, daß die Mehrheit der Patienten praktisch gesund nachhause zurückkehrt. Sie werden aber nicht gleich aus der Patientenkartei gestrichen, sondern befinden sich noch ein, zwei Jahre unter ärztlicher Beobachtung. Bald schon verlassen sie unsere Tbc-Stelle, in der Regel für immer.

JULI SEMKOWSKI UND KENDEN CHOMUSCHKU

Ich schloß die Lehre ab, begann zu arbeiten, aber bald heiratete ich einen Sportlehrer. Ich gebar eine Tochter, was mir die Ärzte kategorisch verboten hatten, und nahm noch im selben Jahr ein Studium an der Moskauer Staatlichen Universität auf. Das Resultat ließ nicht auf sich warten: zu Beginn des Studienjahres, bei den obligaten Reihenuntersuchungen der Studenten an allen Hochschulen, wurde bei mir ein akuter Tbc-Rückfall festgestellt.

Die Universität hat ihre eigene Tbc-Stelle. Ich wurde dorthin überwiesen, schnell untersucht, sofort in ein Krankenhaus und danach in das Sanatorium „Dorochowo" bei Moskau eingeliefert.

In „Dorochowo" pflegte mich Doktor Juli Semkowski gesund, ein Mensch, mit dem mich bis zu dessen Tod Freundschaft verband. Er wollte sich nicht damit abfinden, daß Antibiotika, an die er glaubte, mir nicht helfen sollten. Eigens für mich kombinierte er die Arzneien. Als durch diese Experimente tatsächlich eine Verbesserung in der Lunge festzustellen war, kam es zu einem katastrophalen Fallen des Hämoglobingehalts im Blut. Eine Konsultation mit dem damals in der UdSSR bekanntesten Hämatologen Professor Kassirski wurde notwendig. Und erst danach gestand sich Semkowski ein, daß die moderne Medizin für mich tatsächlich keine Arznei habe. Sogleich grub er alte Bücher und Rezepte aus, veranlaßte mich morgens und abends ins Nachbardorf zu gehen und kuhwarme Milch zu trinken. Er wußte, daß ich auf mein Stipendium angewiesen war, und redete mir nur ein, daß diese „Milchtouren" vom Sanatorium bezahlt würden. Heute ist mir klar, daß er selbst diese Milch bezahlt hatte. Vielleicht keine große Summe, aber um Geld geht's auch gar nicht.

Ein Jahr Erholung und sorglosen Lebens brachten mich wieder auf die Beine. Im Herbst kehrte ich zum Studium zurück. Und alles wäre gut gewesen, wenn sich mein Mann in dem Jahr ohne mich nicht meiner entwöhnt hätte. Eine Trennung zerstört selbst längerwährende Beziehungen. Zuhause wurde es schwer. Erneut half mir die Tbc-Stelle. Bei jeder Tbc-Heilanstalt besteht auch eine Kinderabteilung, wo sich alle Kinder bis 16 Jahre unter Beobachtung befinden, die Kontakt mit den Erkrankten hatten. Wenn also Vater oder Mutter ins Krankenhaus eingeliefert werden müssen oder eine Sanatoriumseinweisung erhalten, schlägt man der Familie vor, das oder die Kinder in ein prophylaktisches Kindersanatorium zu bringen. Das ist eine sehr gute Sache: an der frischen Luft, mit erweitertem Speisezettel und qualifizierter medizinischer Betreuung. In solch einem Sanatorium brachte ich meine Tochter unter.

Ich selbst übersiedelte ins Universitätsprophylaktorium für Studenten, deren Gesundheitszustand einer Kräftigung bedurfte. In diesem Prophylaktorium hat die Tbc-Stelle eine eigene Abteilung, in der der Kranke ein Einzelzimmer, kostenlos drei Mahlzeiten und eine Spezialbehandlung erhält, wenn der Student sie braucht. Das Stipendium geht in dieser Zeit weiter. So war ich beinahe automatisch vermögender als viele meiner Mitstudenten. Zudem hatte ich mir, aller Alltagssorgen ledig, noch Zeit für Übersetzungen abzweigen können.

Endlich war die Universität abgeschlossen, und ich fing in einer Gewerkschaftszeitung an zu arbeiten. Zu dieser Zeit hatte man mir eine Zweizimmerwohnung für die Tochter und mich zugewiesen. Tbc-Kranke erhalten laut Gesetz bevorzugt und nicht später als ein Jahr nach Antragstellung beim Sowjet der Volksdeputierten Wohnraum. Ich verdiente einigermaßen und konnte eine Frau finden, die den Haushalt führte und nach der Tochter sah.

Dann fand ich die wahre Liebe. Ich wußte, daß ich viel riskiere, nach Äußerungen meiner Ärzte sogar ein tödliches Risiko einging, und doch brachte ich einen Sohn zur Welt. Zu Juli Semkowski kam ich fast augenblicklich nach der Geburt in schwierigem Zustand wieder in Behandlung: ich schaffte es manchmal nicht mal mehr bis zu dem Dorf, wo die mitleidige Bäuerin jetzt nicht nur mit der Kuhmilch, sondern auch mit einer Kräutermixtur wartete, an die sie fest glaubte: zubereitet aus dem Speck von Wild, der mit Waldkräutern zerlassen worden war.

Es schien, als ob ich den Frühling nicht mehr erlebte, aber ich stand durch und kam wieder zu Kräften. Im Frühjahr traf ein Brief von einem mit meinem Mann befreundeten Geologen ein. Er schrieb, daß er einen Menschen getroffen habe, der in der Jugend die tibetanische Medizin studiert habe, und mir vielleicht helfen könne. Adresse: Ulan-Ude. Name: Kenden Chomuschku.

Doktor Semkowski war ein Mensch mit weitem Horizont und ein wahrer Arzt: für ihn war nur der Kranke wichtig. Und so sagte er:

„Setz dich ins Flugzeug und flieg'. Ich gebe dir zwei Wochen Urlaub."

(Wenn man sich längere Zeit in einem Sanatorium befindet, hat der Arzt das Recht, einen solchen Urlaub zu gewähren. Die Ärzte wissen, daß der Augenblick kommt, da der Krankenhausaufenthalt eine Erholungsphase fordert.)

Aber ich schwankte noch: 5000 Kilometer ... halte ich das aus, und teuer ist es auch ...

Aber mein guter Doktor ließ nicht locker:

„Hast du eine Ahnung, was dein Aufenthalt hier im Sanatorium den Staat kostet!? Zweitausend Rubel jeden Monat. Du hast

dein ganzes Leben nicht eine Kopeke für die Heilung bezahlt. Und da kannst du nicht mal 200–250 Rubel aufbringen? Deine Kraft für die Reise reicht schon."

Ich fuhr ins Ungewisse. Heute ist der Atlas der tibetanischen Medizin von den Wissenschaftlern der Sibirischen Abteilung der AdW der UdSSR bis ins kleinste untersucht, wurden Laboratorien eingerichtet, wo eng mit den besten Kennern der östlichen Volksmedizin zusammengearbeitet wird, erforscht man die Arzneien aus Gräsern und Steinen, die aus fernen Zeiten überliefert wurden. Zu der Zeit, als ich überstürzt nach Ulan-Ude aufbrach, diskutierte man gerade die Notwendigkeit, tief in diese Geheimnisse einzudringen.

Kenden Chomuschku erwies sich als hochgewachsener, wohlgestalteter Mann, dessen Alter wie bei den meisten Leuten aus dem Osten schwer zu bestimmen war. Gebürtig aus Tuwa, sprach er schlecht russisch, aber den Sinn meines Klageliedes verstand er. Zum Anfang fühlte er mit den Fingern meinen Puls, umfaßte dazu mit den Handflächen meine Handgelenke. Dann griff er zu Holzschnittbüchern und ließ mich den Oberkörper frei machen. Aus Roggenteig formte er eine seltsame Figur, mit der ich Rücken, Brust und Hände einrieb. Als ich nach der Rückkehr das alles Semkowski erzählte, warf er an dieser Stelle ein: „Das ist ein Arzt! Er wollte beobachten, wie du deine Hände bewegst, wie die Haut reagiert, die Muskeln von Brust und Rücken." Dann schlug Kenden einen Anatomieatlas mit der Darstellung des Brustkorbs auf und wies mit einem leichten Stäbchen auf die Stelle, wo meine Lungen geschädigt waren. Zugegeben, ich war einigermaßen verwundert, hatte ich ihm doch nicht meine Röntgenaufnahmen gezeigt. Vor der Abreise erhielt ich einige Pülverchen. So wenig, daß ich auf dem Weg zum Hotel in Lachen ausbrach: wie sollte mir diese Handvoll wer-weiß-woraus gemachten Staubs helfen?

Nachdem ich ins Sanatorium zurückgekehrt war, passierten erstaunliche Dinge. Morgens wachte ich immer mit einem Glücksgefühl auf. Jener Lebensfreude, wie sie nur bei einer Kindheit auf dem Lande vorkommt, wenn sich ein Strahl der Morgensonne durch den Fensterladen schmuggelt und die Lider kitzelt. Was waren das für Mittel? Narkotische oder hormonale? Wer weiß das. Juli Semkowski ist nicht mehr, und auch nicht Kenden Chomuschku.

Für mich begann ein neuer Lebensabschnitt: die „Medizinmänner" entwickelten ein Antibiotikum, das ich fast komplikationslos einnehmen kann, das Rifadin.

HEINRICH KREMLJOWSKI

„Eine Rifadin-Behandlung haben Sie jetzt erstmal hinter sich. Vergessen Sie vorläufig diese Me-

Heinrich Kremljowski, mein behandelnder Arzt, gibt mir immer einen klugen guten Rat.

dizin", sagte mir vor fünf Jahren der behandelnde Arzt Heinrich Kremljowski. „Halten Sie diesen Balsam in Reserve für den Fall der Fälle . . . Vorläufig bleibt's bei der alten Devise: Schonung."

Auf seinen Rat hin gab ich meine mit Dienstreisen verbundene Arbeit in der Zeitung auf und wechselte auf einen ruhigeren Arbeitsplatz in einem Verlag. Mein Beruf zählt nicht zu den bei Tbc gegenangezeigten (andernfalls müßte mir die Leitung eine angemessene Arbeit ohne Lohneinbuße zuteilen), denn nach den geltenden Bestimmungen müssen für Kranke wie mich in der Produktion besondere Arbeitsbedingungen, so verkürzte Arbeitszeit, geschaffen werden. Deshalb gehe ich auch nicht jeden Tag in den Verlag, sondern erledige den größten Teil der Arbeit daheim.

Einmal im Jahr schickt mich das Dispensaire ins Sanatorium, die letzten fünf Jahre auf die Krim. Dort bin ich dann 60 Tage, zusammengesetzt aus meinen 24 Tagen Jahresurlaub und 36 auf Krankenschein bezahlten Tagen. Meine Freundin, mit der ich zusammen in der Tbc-Heilanstalt lag und die Allergikerin ist wie ich, erholt sich sogar 75 Tage jährlich, weil ihre Arbeit schwerer als meine ist. Sie arbeitet als Lageristin der Werkzeugausgabe eines Moskauer Betriebes.

Wenn ich Temperatur habe oder an Grippe erkranke, besucht mich Heinrich Kremljowski zuhause. Aber meist gehe ich selbst zur Tbc-Stelle. Nicht nur dann, wenn ich kränkele, sondern – und das meist im Frühling – einfach ermüde. Ich weiß, daß man mich hier immer versteht und mir hilft.

● ALBUMIN IM KOSMOS GETRENNT

Einige besonders wertvolle Medikamente werden auf der Grundlage von Komponenten des Eiweißstoffes Albumin hergestellt, das aus dem Blut gewonnen wird. Unter irdischen Bedingungen können die Wissenschaftler das Albumin nur auf chemischem Weg in seine Bestandteile aufspalten. Doch dabei werden alle lebenden Strukturen vernichtet.

Kürzlich wurde nun in der Orbitalstation „Salut 7" Albumin in fünf Fraktionen getrennt, und nicht eine einzige lebende Struktur ist dabei abgestorben. Die Elektrophorese, die Teilchentrennung im elektrischen Feld, erwies sich unter den Bedingungen der Schwerelosigkeit als zuverlässiger Helfer der Pharmakologen.

Aus der Zeitung KOMSOMOLSKAJA PRAWDA

● NADELN GEGEN MAGENGESCHWÜRE

Unter den Faktoren, die die Entwicklung von Magengeschwüren begünstigen, kommt Störungen der Tätigkeit des Zentralnervensystems (Neurose) dominierende Bedeutung zu. Als Folge tritt eine Störung in der Tätigkeit des Magen-Darm-Traktes auf. Mit der Methode der Reflextherapie (Akupunktur) kann man nicht nur auf die zentralen Nervenmechanismen einwirken, sondern auch die funktionelle Aktivität des Magen-Darm-Traktes beeinflussen. Der Beginn der Reflextherapie soll auf die Abschwächung und Vermeidung schwerer Erscheinungsformen der Krankheit gerichtet sein. Nach der Verringerung des Schmerzes durch die Nadeln normalisiert sich die Bewegungsaktivität des betroffenen Darmabschnitts.

Wissenschaftler des Instituts für Magen-Darm-Heilkunde und Reflextherapie haben gezeigt, daß bei einer Einbeziehung der Mikroakupunktur der Ohrmuschel in den Behandlungskomplex bei unkomplizierten Formen von Magen- und Zwölffingerdarmgeschwüren in 90 Prozent der Fälle eine Genesung erreicht wird.

Aus der Zeitschrift NAUKA W SSSR

● LASER IN DER DERMATOLOGIE

Die Mitarbeiter des Instituts für Haut- und Geschlechtskrankheiten in Moskau haben interessante Experimente zur Behandlung einiger Erkrankungen der Haut mit Laser-Strahlen durchgeführt. Von 600 Patienten sind mehr als die Hälfte endgültig genesen, bei einem Viertel traten bedeutende Besserungen auf. Darunter waren Personen, die an schwer heilbaren Erkrankungen wie Ekzemen, Herpes, trophischen Geschwüren und einigen Geschwulsterkrankungen der Haut litten.

Die Behandlung wird mit einer in der UdSSR hergestellten Helium-Neon-Lasereinrichtung mit geringer Leistung durchgeführt. Während bei medikamentöser Behandlung schwer heilender Lippenrisse erst nach 49 bis 63 Tagen eine positive Wirkung eintritt, war bei Lasereinwirkung bereits nach zwölf Tagen eine vollständige Heilung zu verzeichnen.

Aus der Zeitschrift NAUKA I TECHNIKA

● ABMAGERN MIT GEMÜSE

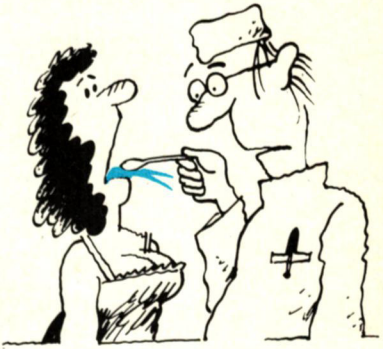
Im Laboratorium für Ernährung des Instituts für Sanitätswesen und Hygiene in der Hauptstadt Georgiens Tbilissi werden zur Behandlung von Fettleibigkeit Gemüsegerichte aus der georgischen Nationalküche benutzt. Das brachte ausgezeichnete Ergebnisse: Die Kranken wurden die überflüssigen Pfunde ohne Schaden für ihre Gesundheit los. Natürlich wurden bei den Speisen solche traditionellen Bestandteile der nationalen Küche wir Nüsse, Pfeffer und andere Gewürze, die für die Kranken kontraindiziert sind, vollständig gestrichen. Zum Behandlungsmenü gehören Gemüsegerichte aus Brennessel, grünen Bohnen und Bärlauch, die reich an Eiweißen pflanzlicher Herkunft sind.

Aus der Wochenzeitung NEDELJA

MIT SPITZEM STIFT

WER WIRD NOCH KARIKATURIST?

Aus der Zeitung WETSCHERNJAJA MOSKWA



Zeichnung: Oleg TESLER

Es gibt wohl keinen Menschen, der nicht wenigstens einen Witz wüßte. Bei der Frage, wer sie sich ausdenkt, beginnt schon ein allgemeines Rätselraten, und man kann sich nur wundern, wie sich zu einem so abgedroschenen Thema wie „der Mann kommt von Dienstreise zurück" noch etwas hinzufügen läßt. Und doch wird ausgeschmückt. Karikaturen sind manchmal auch Witze – wir sollten also mit den Künstlern fühlen, wenn ihnen nicht alles gelingt, und uns mit ihnen freuen, wenn sie uns zum Lachen gebracht haben.

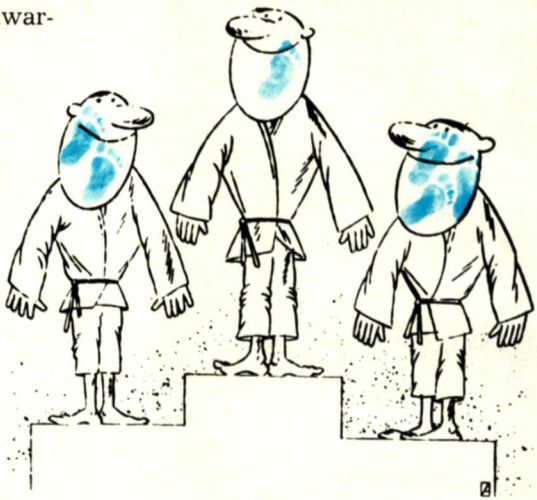
Vor einiger Zeit beschloß eine Gruppe Moskauer Künstler, sich und das Publikum zu erfreuen, und gab auf einer Ausstellung zweihundert Karikaturen dem Publikum preis. Die Redaktion wählte kurzentschlossen erst 50, dann schon nachdenklicher 25 und nach weiteren Konsultationen 15 Vignetten aus. Was dann noch übrigblieb, sehen Sie hier.

Und das, weil die einen Humor

Zeichnung: Igor SMIRNOW

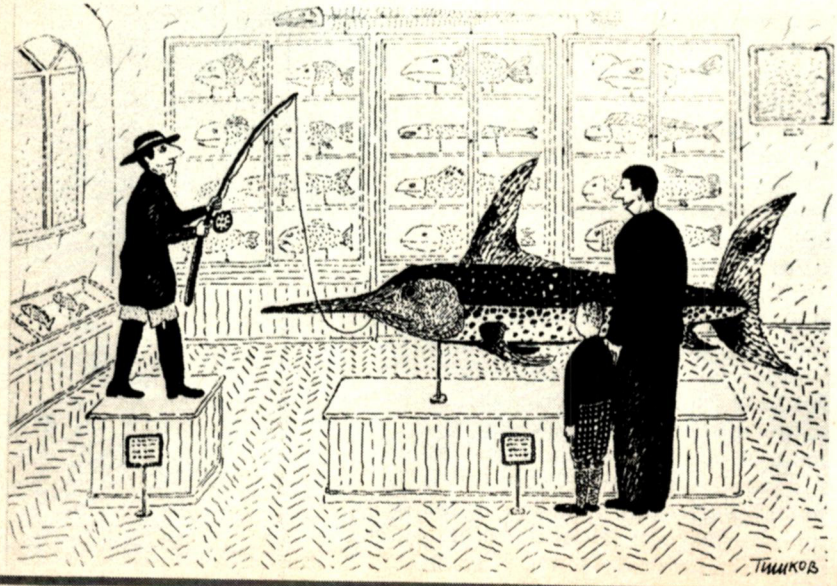
haben und die anderen nicht und die dritten anteilmäßig, je nachdem wie ihre Laune ist. Viele Künstler haben sich darauf schon eingestellt. So war klar die Tendenz zu zwar nicht ganz schwar-

Zeichnung: Anatoli ORECHOW



Das ist der Fisch Xiphias gladius, und das ist der Fischer N. I. Jelissejew, der ihn gefangen hat.

Zeichnung: Leonid TISCHKOW



Zeichnung: Garif BASSYROW

Ordnung und ist er sich, wenn er auch das Skalpell gegen die Feder tauschte, treu geblieben.

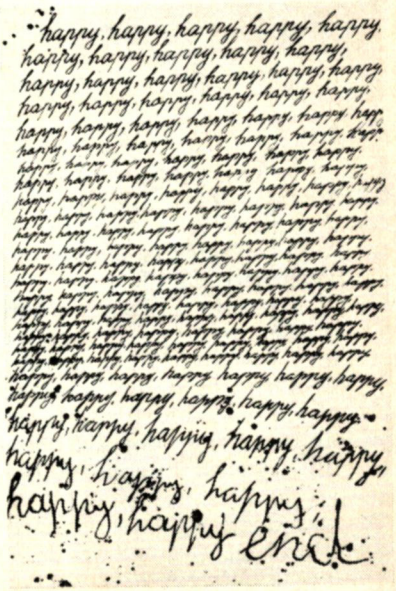
Aber der kluge Mann baut vor, und so sollten wir doch mit unserer Lachkur beginnen. Auf alle Fälle werden wir uns darauf vorbereiten, denn wer weiß, wozu die Ärzte noch fähig sind. Ein Physiker weniger ist auch schon ein Verlust. Was aber, wenn sich erst die Bleistift- und Papierproduzenten für die Satire erwärmten?

Aber soweit lassen wir's erst gar nicht kommen. Wir, die wir Humor haben.

zem, aber doch immerhin dunklem Humor zu erkennen. Entweder machen sie das uns, die wir manchmal trübe Tassen sind, zum Gefallen, oder den Künstlern selbst ist wegen irgendeiner Lappalie die Galle aufgestiegen. Immerhin sind sie jetzt Künstler. Und was waren sie früher? Physiker, Arzt, Bauingenieur, und selbst ein Sanitätsinstallateur fand sich.

Letzterem muß sein Schicksal vorherbestimmt gewesen sein: Für seine Branche gilt wohl noch immer das heraklitische alles fließt, alles verändert sich. Und so wechselte er das Handwerk. Aber der Arzt zum Beispiel? Anstatt die Kranken zu heilen, begab er sich unter die Künstler. Obwohl ja anderseits Lachen heilen soll. So gesehen, wäre noch alles mit dem ehemaligen Arzt in

Zeichnung: Valentin ROSANZEW


happy, happy, happy, happy, happy,
happy, happy, happy, happy, happy,
happy, happy, happy, happy, happy, happy,
happy, happy, happy, happy, happy, happy,
happy,

Vier Erstbegeher kamen nach 500 Kilometer langer Fahrt durch die nordsibirische Taiga mit ihrem Kettenfahrzeug ins Zentrum eines öden Gebiets, auf dem ohne weiteres jeder europäische Staat Platz finden würde. Und da passierte das Unglück ...

UNTSCHAN GEHT AUF UNSERE KAPPE

Ewald SEMJONOW

Aus der Zeitschrift NASCH SOWREMENNIK
(bearbeitet)
Zeichnung: Valeri BOTSCHKOW

Längst lagen die im frostigen Dunst trüben Lichter der Siedlung Obryw hinter ihnen. Der Fluß Tobbatscha schlängelte sich zwischen Bergkuppen immer weiter zum Polarkreis hin. Mit rasselnden Raupenketten schnitt das Geländefahrzeug breite Spuren in den Eispanzer, langsam setzte sich der Schneestaub in den Falten der Zeltplane des mit Ausrüstungen vollgepackten Schlittenanhängers.

An das Rückenpolster gelehnt, sah Baluschkin nun schon zwölf Stunden unentwegt den weißen Fleck des schneeigen Neulands vor sich. Ufer, Bäume, Sträucher blieben zurück, unter den Raupenketten knirschte das Aufeis.

Hinter Baluschkin schlummerten friedlich die beim Fahren eingenickten Burschen. Der riesige Bessikow hatte die Beine ausgestreckt und war zum Fenster gerutscht. Derewjankin lag mit dem Gesicht an dessen Schulter gedrückt. Zusammengerollt döste Grosowoi.

Baluschkin steckte sich eine Zigarette an und beleuchtete mit dem Streichholz eine Ecke der

Frontscheibe, wo ein Zettel mit ihrer Fahrtroute klebte. Vom unteren Rand aus war im Abstand von zwei Streichholzschachtellängen ein Kreis markiert: Hier mußte Baluschkin nach rechts abbiegen, zum Flußbett der Quelle Pir, auf dem er bis zum schmalen, langgezogenen See Enda fahren und sich dann auf die Terasse hocharbeiten mußte, um nicht im Eis einzubrechen. Von hier mußte er, der gefährlichen Stelle ausweichend, hinauf zur Wasserscheide fahren und über den vereisten Bach Solnetschny dann mit abgestelltem Motor herunter bis zur „Röhre" rollen, eingekeilt zwischen zwei senkrechte Ufer. Die „Röhre" mußte er schnell hinter sich lassen, über die Quelle Dar zu ihrem Oberlauf kommen. Dann kam der steile Paß, und von da sollte es die fünfte Schlucht sein. Hier endete der Weg. Hier sollte Untschan liegen, das Zentrum des neuen und, wie die Geologen behaupteten, perspektivreichen Goldvorkommens. Die vier sollten den Weg dorthin bahnen und in Untschan ein Winterlager aufschlagen.

BALUSCHKIN

Baluschkin ist einer von denen, die sofort und für immer dem Ruf der Ferne folgen. Wenn der Winter zu Ende geht, findet er in seiner behaglichen Moskauer Wohnung keinen Schlaf mehr. Dann hält es Baluschkin nicht aus, er packt seinen Rucksack, fliegt zehntausend Kilometer und landet in einer abgelegenen Ecke im Nordosten des Landes. Hier fühlt er sich am wohlsten.

Diesmal aber kam er aus Sotschi geflogen. Selbst den Urlaub am Schwarzen Meer hatte er schon gründlich über. Da erhielt er ein Telegramm vom Leiter der Expeditionsabteilung Andrej Lusan. Der Text verriet Humor: Kurscheck für ein 500 Kilometer großes Sanatorium vorhanden, sofortige Abreise, erwarten Bestätigung. Mit Sanatorium war ihre neue Tour mit dem Geländeschlepper gemeint.

Lusan und er waren viele Jahre lang gemeinsam im Norden unterwegs. Ihren Mühen war es mit zu verdanken, daß jetzt in der Einöde, in gottverlassenen Nestern wie Inseln gemütliche Häuser standen, die in dieser Ödnis geradezu herausfordernd wirkten. Später wuchsen auf diesen Inseln Bergbaubetriebe, Siedlungen, sogar Städte.

Beim Zusammentreffen mit Lusan erzählte der ihm eine Menge Neuigkeiten.

„Das Vorkommen liegt hoch in den Bergen. Eine schmale Schlucht, eher eine Spalte. Im Winter Schneelawinen, im Sommer nur drei Monate Wasser für die Goldwäsche, dann sofort wieder Eis. Rollsteine", erläuterte Lusan. „Nun, nehmen wir Untschan auf unsere Kappe? Das letzte Mal vor der Rente . . ."

„Wann soll's losgehen?"

Lusan war sichtlich erfreut und führte Baluschkin in die Garage.

„Das Untier wartet schon fünf Tage auf dich . . ."

Wer etliche Schafpelze und Fellhosen abgetragen, wer Ma-

schinen inmitten der unwirtlichen Taiga repariert, wer gesehen hat, wie das Metall durch Frost und Überbelastung „stirbt", der begreift die verhaltene Begeisterung des erfahrenen Mechanikers: vor ihm stand das neueste leistungsstarke Geländefahrzeug für den Norden. Auf der Motorhaube lagen Schraubenschlüssel.

„Wer hat denn da mit den Maschinenschlüsseln gespielt?" fragte Baluschkin eifersüchtig.

„Tachow . . . Er hat inzwischen die Schrauben angezogen, dachte, er könnte sich an die Hebel setzen. Du weißt ja selbst, jeder will als erster an der Fundstelle sein."

„Hättest ihn schicken sollen . . ."

„Nein. Ist noch zu jung."

GROSOWOI

Groß, sehnig und behäbig ist der Bergbaumeister Grosowoi. In seiner blonden Mähne gibt es keine einzige graue Strähne, obgleich er nicht mehr der jüngste ist. Eine lebende Legende, früher galt er als der fündigste Goldgräber im Norden. Stundenlang, ja tagelang kann er durch die Einöde wandern. Dabei ißt er nichts, trinkt nur Tee aus der Feldflasche. Unter seinen zusammengezogenen, bereiften Augenbrauen starrt er das unansehnliche Relief an. Dann biegt er plötzlich, scheinbar grundlos in irgendeine Richtung ab. Um ganz sicher zu sein, kehrt er zum Ausgangspunkt zurück, um noch einmal den unüberwindlichen Wunsch zu spüren, ausgerechnet in diese Richtung zu gehen. Er irrt sich so gut wie nie. Seine Fähigkeit, durch die dicke Eisschicht die Goldseife zu erkennen, lockte viele Helfer, doch nicht einer lernte sein „Geheimnis" beherrschen. Grosowoi meint, die Natur hat ihm diese Gabe als Lohn dafür geschenkt, daß er überhaupt keine Leidenschaft für das gelbe Metall hat und menschliche Gier verabscheut. Ihm gefiel das Suchen allein, ihn schmeichelte der Ruf des „Goldmagiers".

Ein halbes Jahr zuvor hatte Grosowoi sein seßhaftes Leben begonnen und sich am Rand einer Siedlung ein seltsames Haus aus den verschiedensten Flaschen gebaut. In den grünlichblauen, rosa gesprenkelten Glaswänden wirkte er selbst wie ein seltsames Aquariumwesen.

Als Lusan die Leute für seine mobile „Allwetter"-Expeditionstruppe zusammenstellte, ging er in Gedanken alle die durch, die Mut hatten und an Entbehrungen gewöhnt waren. Grosowoi gewann er mit den Worten:

„Ein unberührtes Vorkommen. Habe bei der Obrigkeit drei Jahre gebohrt, um die Zusage für den Abbau von Untschan durchzusetzen. Ich bin sicher, daß es dort mehr Metall gibt, als die Geologen annehmen."

„In Ordnung", sagte Grosowoi. Er wollte nicht altern.

BESSIKOW

Es wurde allmählich dunkel: Der Fluß Tobbatscha blieb links

liegen, das Geländefahrzeug quetschte sich in das enge Flußbett des gewundenen Baches. Baluschkin mußte das Lenkrad hin und her reißen. Seine übermüdeten Augen ertrugen kaum noch das ständige Vorbeihuschen der Sträucher und kümmerlichen Bäume. Selbst die Stöße spürte der Körper nicht mehr. Er hörte den Motor dumpf tuckern, als wäre er in Watte gewickelt. Um gegen die Müdigkeit anzukämpfen, fuhr Baluschkin mit Höchstgeschwindigkeit . . .

Das Krachen des Eises weckte ihn. Zweimal stieß er mit dem Kopf ans Kabinendach, dann hatte er begriffen, daß ein Unglück geschehen war.

Das auf die Seite gestürzte Geländefahrzeug heulte wie ein verletztes Tier, wild rasselten die Raupenketten. Baluschkin betätigte fieberhaft Hebel und Pedale, das Fahrzeug aber rührte sich nicht. Er sprang aus dem Fahrerhäuschen. Die linke Raupenkette hatte sich ins Eis gefressen, die rechte war mit einem Teil der Karosserie unter Wasser geraten. Vom Schlittenanhänger war nur noch die aufgeblähte Zeltplane zu sehen. Ein seltener Fall: sie waren auf eine heiße Quelle gestoßen, die das Eis „aufgetaut" und ihnen eine Falle gestellt hatte.

Jetzt gab es nur eins: die Ohrenklappen herunterziehen, den Mantelkragen hochstellen, die Fausthandschuhe anziehen. Der Frost war so stark, daß die Haut sofort gefühllos und hart wurde. Das schwarze dampfende Eisloch schien abgrundtief. Die Gabel des Schlittenanhängers war unter Wasser, so daß er vom Geländefahrzeug nicht abgekoppelt werden konnte. Die Seile waren nicht lang genug, um sie an einen Baum zu binden und das Geländefahrzeug herauszuspillen. Eine kleine Bewegung nach hinten, und der ganze Diesel würde unter Wasser geraten. Das hieß das Ende . . . Dabei hing alles von ihnen ab: auf dem von ihnen geebneten Weg sollten noch im Winter Anlagen und Treibstoff hergebracht, ein Flugplatz, eine Verdichter- und Windenstation gebaut, ein Schacht ins Goldfeld gebohrt, auf zwei Versuchsgeländen Torf weggesprengt und Goldsand abgebaut werden, um ihn an einen vor dem Frühjahrshochwasser sicheren Ort zu bringen. Dies alles wegen der Goldwäsche, denn das Gold kann nur in der warmen Jahreszeit gewaschen werden. Dafür blieben hier nur 60 bis 70 Tage. Da ist jede Stunde teuer.

Baluschkin verlor die Beherrschung. Er riß die Mütze vom Kopf und schleuderte sie aufs Eis, trampelte mit den Fellstiefeln und fluchte, was das Zeug hielt . . . Grosowoi hob Baluschkins Mütze auf, setzte sie dem Fahrer auf den bereiften Kopf und blieb nachdenklich am Eisloch stehen. Auf dem Schlitten, unter der Zeltplane, befand sich der Sprengzeugkasten. Er lag oben, war also erreichbar.

„Hört mal, Leute, wir müssen sprengen."

„Was sprengen?" fragten alle drei wie aus einem Munde.

„Die Hängergabel, um den Schlitten loszukriegen."

Den Sprengzeugkasten hatten sie schnell herausgeholt. Jetzt mußte die Sprengladung an der Gabel tief unterm Wasser befestigt werden. Alle wußten, daß einer von ihnen ins Wasser mußte. Baluschkin als Fahrer kam nicht in Frage. Grosowoi war, als er den Kasten heraufholte, schon naß geworden, wer von den zwei anderen würde tauchen? Derewjankin knöpfte langsam seine Pelzjacke auf.

Doch Bessikow war schneller. Rasch zog er sich aus, schnappte sich das Sprengzeug und war mit einem Satz an der Karosserie. Er hängte sich über die Bordkante, zog aber ruckartig seine Hände aus dem Wasser, fletschte die Zähne, warf einen Blick auf die anderen und plumpste kopfüber ins Wasser. Einige Sekunden später tauchte er auf, schnaufte und verschwand wieder. Als schon der ganze Körper zuckte, begriffen sie, daß sie den Taucher, den sie diesmal an den Füßen hielten, herausziehen mußten. Und sechs Hände zerrten Bessikow aus dem Wasser.

„Zum Teufel mit der Motorhaube! Auf den Motor mit ihm!"

Bessikow fiel auf den heißen Dieselmotor und streckte sich. Baluschkin warf ihm die Pelzjakke über. Er steckte sein Kinn in die heiße Klappe des Kastens, legte die Arme um den Dieselmotor und sog mit seinem ganzen Körper förmlich die heißen Luftstrahlen ein. Er bemerkte gar nicht, wie Grosowoi die Zündschnur ansteckte.

Auf einmal ballerte es los. Die Ladung löste die Gabel vom Schlitten, und das Geländefahrzeug rollte auf das Eis. Der Schlitten versank völlig im Wasser. Die Fracht war rettungslos verloren. Eine Axt, fünf Kanister Benzin, ein paar Lebensmittel, mehr war ihnen nicht geblieben. Damit reichten sie nicht mal einen Monat.

Baluschkin war fest zum Umkehren entschlossen. Er befürchtete sogar einen Fahrzeugschaden, und die Ersatzteile waren auch versunken. Als er wendete, zuckte Baluschkin von dem unerwarteten, schrillen Schrei Bessikows zusammen. Der hatte sich bereits erwärmt und verklebte die Fenster des Fahrerhäuschens, die bei der Explosion gesprungen waren.

„Mensch, kehr um, nach Untschan! Hab' ich etwa umsonst gebadet?"

„Genau, alter Junge", pflichtete Grosowoi bei. „Noch ist nicht alles verloren. Verhungern werden wir nicht, haben Gewehre und können jagen. Aufwärmen können wir uns am Lagerfeuer und an der Lötlampe, und dann schlagen wir Holz fürs Winterlager ein."

Die letzten Fahrtstunden waren die schwersten. Um den Dieselmotor nicht einfrieren zu lassen, zogen sie sich die Sachen aus, umwickelten den Kühler. In der „Röhre" trafen sie auf dichten Nebel. An dieser gefährlichen Stelle fuhr Bessikow – er hatte den erschöpften Baluschkin abgelöst – sehr vorsichtig: die steilen Felsen kamen immer näher.

Bessikow wurde unruhig: wenn das Fahrzeug nur nicht dazwischen steckenbliebe. Er wollte die anderen wecken, doch da sah er plötzlich vor sich im Schnee, dort, wo die Schlucht endete, einen dunklen Fleck. Er fuhr näher heran . . .

„Eine Behausung!“ brüllte er lauthals.

Die anderen wachten mürrisch auf. Doch als ihnen allmählich

klar wurde, weshalb Bessikow sie geweckt hatte, begannen sie, mit Händen und Füßen den Schnee von der Tür wegzuscharren. Es war ein kleines Schwitzbad, das die Geologen im Sommer gebaut hatten. Todmüde fielen sie auf die Bänke, und schliefen sofort ein, die Heißluft der Lötlampe wärmte ihre Gesichter.

DEREWJANKIN

Am Morgen riß der praktische Derewjankin aus dem rasengedeckten Dach eine Stange und heizte den Ofen an. Die Bude wurde warm, es tropfte von der Decke. Derewjankin machte sich mit dem Essen zu schaffen. In der Bratpfanne, die er aus einer Konservendose geformt hatte, wärmte er Büchsenfleisch auf, gab Tomatenmark und eine Handvoll getrocknete Zwiebel dazu. In den Teekessel schüttete er ein Päckchen Tee. Während er sich ärgerlich die immer häufiger werdenden Tropfen vom Kopf wischte, brummte er in seinen Bart:

„Die Geologen sind doch nicht für ewig nach Untschan gekommen und haben sich ein Schwitzbad gebaut... Wir baden das ganze Leben in Gold, können uns aber nicht im Alltag einrichten. Ich will nicht mehr ich sein, wenn ich hier nicht ein echtes Schwitzbad nebst Becken hinstelle. Und nach dem Baden ab in den Ruheraum, da gibt's Kwaß, Kompott und Zigaretten."

Am schwarzen Himmel hingen Sterne. Hinter den gezackten Bergrissen leckten schwach die Zungen des Nordlichts. Es bewegte sich faul hin und her. Derewjankin und Grosowoi fällten Bäume und legten im tiefen Schnee grabenartige Pfade an, Bessikow sägte die Äste ab. Manchmal hielten sie inne und lauschten, ob nicht ein Schuß zu hören war. Baluschkin war auf Jagd gegangen.

Mit einem Filzstiefel machte Grosowoi eine Skizze der Winterhütte im Schnee, zeigte, wo die erste Balkenreihe gelegt werden mußte, und zwinkerte Derewjankin aufmunternd zu, was heißen sollte, nun los, zeig mal, was du kannst. Der unrasierte Zimmermann musterte zweifelnd einen Haufen Holzstämme. Ob sie es bis zur letzten Fleischbüchse schaffen würden, die Wände hochzuziehen und das Dach zu decken? Derewjankin hieb die Axt in den Holzstamm...

Die Zimmermannsarbeit forderte nicht nur Präzision, sondern auch Kraft. Und so stellte Derewjankin seit einiger Zeit fest, daß die anderen ihm beim Essen immer einen Happen mehr zuschoben. Alle hatten auf einmal weniger Appetit. Beim Bau lasen sie ihm seine Anweisungen förmlich von den Lippen ab. Das Haus wuchs schnell, aber die Lebensmittel nahmen nicht weniger schnell ab. Für den Kettenschlepper war nur noch ein halber Kanister Benzin da und Öl auch nur noch die Hälfte. Wenn niemand zu Hilfe kam, dann wäre ein Fußmarsch zum Schlitten unvermeidbar. Dort stand ihnen bevor, Lebensmittel und die Diesel- sowie Ölkanister aus dem Wasser zu holen.

TACHOW

Lusan ging in seinem Holzverschlag unruhig auf und ab, wo blieb bloß der Geländeschlepper? Er hatte doch klar und deutlich gesagt: „Einrichten und sofort zurück." Sie hätten gestern abend schon da sein müssen. Spätestens! Was war passiert?

Die Tür ging auf, und Tachow, ein dreiundzwanzigjähriger junger Bursche, der Jüngste in der Truppe, trat ein.

„Ich fahre nach Untschan", erklärte er mit leicht gespielter Lässigkeit.

Lusan drehte sich brüsk um:

„Bist du verrückt? Allein, 500 Kilometer durchs Gelände?"

Tachow blickte ihn weiterhin fest an:

„Ein Weg ist schon gebahnt. Machen Sie sich keine Sorgen, wenn's nicht klappt, kehr' ich um."

... Bevor der junge Tachow in die Expeditionsabteilung aufgenommen wurde, hatten ihn die „alten Hasen" auf altsibirische Weise examiniert. Sie huckten ihm einen Rucksack von zwei Pud Gewicht auf, damit sollte er zur nächsten Bergkuppe und zurück. Das waren knapp 15 Kilometer. Wieder angekommen, mußte er sich das Hemd ausziehen. Tachow hatte noch die Kraft dazu. Prima! Nun durfte er sich ein Stündchen am Feuer ausruhen, danach gaben sie ihm ein Gewehr und forderten ihn auf, ein Stück fliegendes oder laufendes Wild zu erlegen. Das Taiga-Examen hatte Tachow bestanden. Aber zu einer wirklich schweren Sache wollten sie ihn wegen seiner Jugend nicht recht mitnehmen. Heute nun übernahm er selbst eine schwierige Aufgabe.

Das bedrückende Schweigen der Schneewüste drang nicht bis in das halbwegs geregelte Leben der vier Bahnbrecher. Leise zischte die Petroleumfunzel, im Ofen knisterte das Holz. Der Raum machte einen wohnlichen Eindruck, es roch aufdringlich nach Tabak, Dieselöl und getrockneter Kleidung.

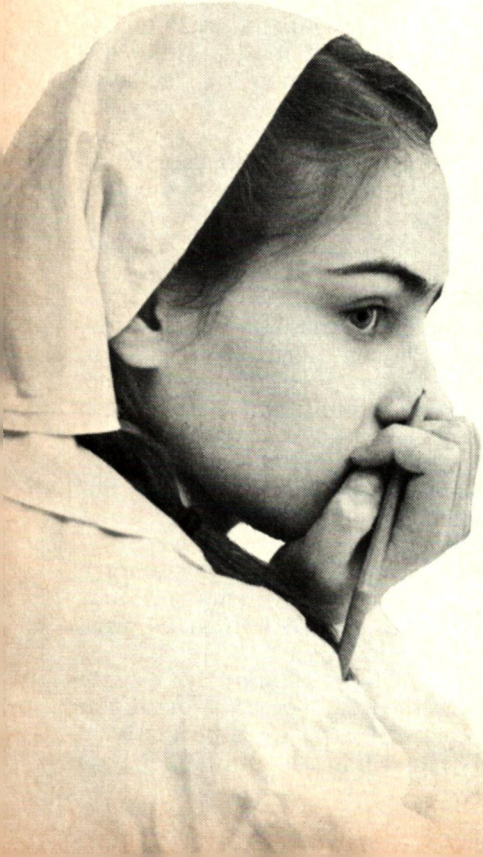
Grosowoi saß auf einem frisch gezimmerten Hocker und besserte eine Fellhose mit Zeltstoff aus. Im Licht der Funzel schärfte Derewjankin mit einer Feile die Handsäge. Baluschkin schaute gedankenversunken in Feuer, Bessikow schlief.

Heute hatten sie das neue Haus fertiggestellt. Gerade erst die letzten zwei Konservenbüchsen aufgegessen, das letzte Päckchen Tee gekocht und zu viert die letzte Zigarette aufgeraucht ...

Die Feile knirschte, in den kurzen Pausen hörte Derewjankin, den Faden in Grosowois Händen rascheln. Dann fiel in diese Melodie ein ununterbrochenes Geräusch wie von Trommeln ein. Es war noch so schwach, daß Baluschkin nicht gleich das Motorengeräusch erkannte. Das Summen wurde lauter, verstärkte sich. Bessikow wachte auf und lauschte. Es gab keinen Zweifel, da kam jemand.

Baluschkin stand auf, legte Holz in den Ofen und setzte den Teekessel auf. In Sibirien wird der Gast mit Tee empfangen.

Die jetzt in der UdSSR begonnene Oberschulreform verfolgt das Ziel, jedem Absolventen einen Beruf zu geben und jedem Schüler durch nützliche Arbeit seinen Platz in der Gesellschaft finden zu helfen.



Es gibt in Moskau einen Betrieb namens „Tschaika", in dem Schüler der Oberstufe einen Tag in der Woche arbeiten. Deshalb erlernen in dieser Fabrik, die 800 Arbeitsplätze hat, gleichzeitig über 4000 Jungen und Mädchen aus 28 umliegenden Schulen verschiedene Berufe.

Der Grundkurs ist rein theoretisch. Die Schüler lernen technische Zeichnungen lesen, Lösungswege für die gestellten Aufgaben suchen, Werkzeuge und Werkstoffe auswählen. Der Lehrplan umfaßt das Elementarwissen in Elektrotechnik, Elektronik, Maschinen- und Werkstoffkunde, Automatisierung, Metallbearbeitung, Produktionsplanung und -organisation, Betriebswirtschaft und Arbeitsschutz. Dem theoretischen Unterricht folgt die Lehrzeit am Arbeitsplatz unter Leitung eines Lehrausbilders. Schließlich ar-

DURCH DIE SCHULE ZUM BERUF

Nach Beiträgen aus der Zeitschrift KOMMUNIST

Fotos: Igor GAWRILOW

beiten die Lehrlinge unter strenger Qualitätskontrolle selbständig.

In der Abteilung für elektrotechnische Erzeugnisse montieren die Schüler winzige Elektromotoren, in der für radiotechnische Erzeugnisse Montagebausätze, aus denen sich der Käufer ein Taschenradio mit 5 Transistoren basteln kann; in der Schneiderei nähen die Mädchen Puppenkleidung, in der Druckerei werden viele Aufträge erfüllt.

Im Betrieb „Tschaika" lernen die Jugendlichen eine schöpferische Einstellung zur Arbeit.

Die Schüler erfahren die ökonomischen Kennziffern des Betriebes und die Bestimmung seiner Produktion, wie der innerbetriebliche sozialistische Wettbewerb (an dem auch die Schüler teilnehmen) organisiert ist, wie der Betriebsplan aufgestellt, auf welcher Grundlage ihr Lohn berechnet wird. Sie werden so zu vollberechtigten Teilnehmern der Produktion.

Die kompliziertesten Arbeitsgänge erledigen erwachsene Arbeiter. Die Kollektive von Schülern, Arbeitern und Lehrausbildern haben ihr eigenes Leitungsorgan – einen Schülerausschuß, einen produktionstechnischen und einen pädagogischen Rat. Sie unterstehen alle der Betriebsleitung.

Die Schüler bilden im Betrieb Brigaden mit 12–17 Mitgliedern. Die Brigadenmitglieder diskutieren gemeinsam Aufträge und Kosten, sie überlegen, wie sie ihr Soll am schnellsten und besten erfüllen können, wer an welchem Arbeitsplatz zu stehen hat. Wenn nötig, tritt der Rat der Brigadiere zusammen. An seinen Beratungen müssen der Abteilungsleiter oder sein Stellvertreter, der Obermeister und der Schichtleiter teilnehmen.

Initiative und Neuerertum werden gefördert, denn sie tragen zur Steigerung der Leistungen und zur Erleichterung der Arbeit bei. Auf regelmäßigen wissenschaftlich-praktischen Konferenzen tragen Schüler ihre Entwürfe zu technischen Neuentwicklungen und Rationalisierungsvorschläge vor. Die Meister von morgen haben zum Beispiel einen Prüfstand für Elektromotoren, einen Feuchtigkeitsmesser, ein universelles Meßgerät für Funkamateure und ein elektronisches Türschloß entwickelt.

Der „Tschaika"-Betrieb ist rentabel. In den über 20 Jahren seines Bestehens hat er Erzeugnisse für 42,7 Mio Rubel hergestellt und abgesetzt. Das ist aber nicht die Hauptsache. Am wichtigsten ist, daß sich die an der Produktion beteiligten Schüler zu Persönlichkeiten entwickeln.

„Nicht aus wirtschaftlichen Erwägungen ist unser Schulbetrieb ins Leben gerufen worden", sagt Direktor Valentin Karmanow. „Die Wirtschaft dient in unserem Falle der Erziehung. Oft heißt es, die Schule müsse die Kinder aufs Arbeiten vorbereiten. Ich aber meine, was die Jugend braucht, ist nicht Vorbereitung, sondern eine sinnvolle, nützliche und gesellschaftlich notwendige Arbeit, durch die sie in der Gesellschaft

In der Abteilung für elektrotechnische Erzeugnisse

ihren Platz finden kann."

Die Geschichte kennt nicht nur günstige Einflüsse der Arbeit auf Kinder. Ob die Arbeit die Entwicklung eines Kindes beschleunigt oder aufhält, das hängt von der Organisation und dem Sinn der Arbeit und vom Arbeitsschutz ab. Marx war der Meinung, daß „. . . es weder Eltern

noch Unternehmern gestattet werden darf, die Arbeit von jungen Personen anzuwenden, es sei denn, sie ist mit Erziehung verbunden". In Artikel 42 der Verfassung der UdSSR ist die besondere Sorge für die Gesundheit der Jugend verbrieft, „einschließlich des Verbots der Kinderarbeit, die nicht mit der Ausbildung und Erziehung zur Arbeit verbunden ist". Kurz, nicht die produktive Arbeit an sich ist zu verbieten, sondern nur eine Arbeit, die dem Kind keinen erzieherischen Nutzen bringt.

Als der „Tschaika"-Betrieb eröffnet wurde, verlangte mancher aus dem Bildungswesen eine Komplexautomatisierung und -mechanisierung. Karmanow war entschieden dagegen. Er sagte, die Schüler müßten die Möglichkeit haben, nicht nur Maschinen zu bedienen, sondern auch Freude an ihrer Hände Arbeit zu empfinden.

„Keine Knopfdrucktechnologie", sagt der Direktor, „die die Möglichkeit ausschließt, selbst zweckgerichtete Handlungen auszuführen, kein Fließband, das den Arbeiter zum Laufburschen macht und ihn zu eintönigen Handgriffen nötigt, sondern eine sinnvolle technologische Aufgabe, bei der Kopf und Hände arbeiten müssen und die der Initiative Spielraum läßt."

Die Technologie selbst muß aber ständig vervollkommnet werden. Jetzt wird der Betrieb modernisiert. Er bekommt neue Hallen und Labors mitsamt den Einrichtungen; ferner ein Haus der jungen Techniker, einen Sportkomplex und eine Bibliothek. Im Werden sind ein Labor für psychologische Pädagogik und ein methodisches Kabinett. Wissenschaftler stellen neue Forschungen zur Arbeitserziehung an.

Wie die Erfahrungen dieses Betriebs zeigen, können sich solche Betriebe ohne staatliche Zuschüsse entwickeln.

Seitdem der Schulbetrieb besteht, haben hier über 25 000 Nachwuchskräfte den Facharbeiterbrief erworben, 3000 befähigten sich zu Brigadeleitern, Hilfsmeistern und ehrenamtlichen Arbeitsschutz-Inspektoren, 600 beteiligten sich rege an der technischen Neuererbewegung.

Im Schulbetrieb „Tschaika" wird eines der pädagogischen Experimente vorgenommen, die seit mehr als 20 Jahren an sowjetischen Schulen angestellt werden. Experten betrachten es als

In der Näherei schneidern die Mädchen Puppenkleider.

berechtigt und gelungen. Solche Formen der Berufsausbildung wurden nicht gleich und nicht ohne Schwierigkeiten gefunden.

Schon in den 60er Jahren entstanden in manchen Schulen der

Sowjetunion Schülerproduktionsbrigaden, deren Entstehen von Wirtschaftsfachleuten, besonders in der Landwirtschaft, wo vor 20 Jahren noch viel manuell gearbeitet werden mußte, anfangs sehr begrüßt wurde. Dann kam komplizierte Technik auf die Äcker, und die Schüler blieben auf der Strecke. Was die Stadtkinder angeht, deren Brigaden an eine Werksabteilung Erwachsener gebunden waren, blieben sie gewöhnlich Ballast oder zumindest Fremdkörper. Dann begann man in Städten Betriebshallen als Unterrichtskombinate für bestimmte Berufe zu bauen und technisch modern einzurichten; dort lernten und lernen Jugendliche mehrerer Schulen Berufe. Auf dem Lande ging man dazu über, den Schülern Felder, Gemüsegärten und Stallungen und Versuchsparzellen zuzuteilen.

Bei der jetzigen Schulreform in der Sowjetunion werden die bisherigen Erfahrungen ausgewertet. Sie wird es allen Jugendlichen ermöglichen, einen Beruf zu erlernen. Die produktive Arbeit wird damit ein ebenso fester Bestandteil des Unterrichts- und Erziehungsprozesses wie die bisherigen Schulfächer.

LASER„LINSEN" AUS GELATINE

Der bekannte deutsche Mechaniker Carl Zeiss, angeblich ein großer Bierfreund, konnte kaum ahnen, daß ein Bestandteil seines Lieblingsgetränks mit seinen berühmten Linsen würde konkurrieren können. Es stellte sich nämlich heraus, daß die seit alters in der Lebensmittelindustrie, u. a. beim Bierbrauen, eingesetzte Gelatine erstaunliche Eigenschaften aufweist. Ein Plättchen aus dichromierter Gelatine z. B. kann als Objektiv in Fotogeräten fungieren. Wissenschaftler vom Physikalischen Institut der AdW der Ukrainischen SSR schlugen vor, diesen Stoff bei der Entwicklung hocheffektiver Laserresonatoren anzuwenden.

Der Laserstrahl ist das Skalpell des Physikers, und der Erfolg der Forschungen hängt in vieler Hinsicht von seiner „Schärfe" ab. Gewöhnlich werden Strahlen durch ein System spezieller Linsen gebündelt. Diese wurden jetzt von Wissenschaftlern durch holografische optische Elemente aus dichromierter Gelatine ersetzt. Der neue Stoff kann mit hohem Effekt für die Speicherung von Informationen eingesetzt werden. Während eine elektronische Anlage auf einem Quadratmillimeter Oberfläche 2,5 Millionen Bit aufzuzeichnen vermag, leistet eine Laser„feder" aus Gelatine auf derselben Fläche das Doppelte.

Aus der Zeitung PRAWDA

WO PUSCHKIN WIEDERAUFLEBTE

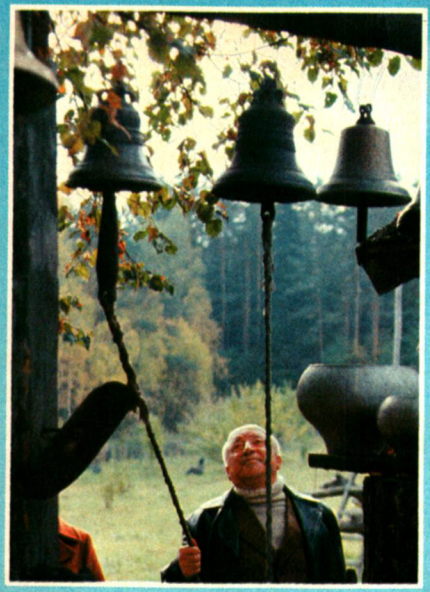
Semjon GEJTSCHENKO

Aus dem Buch „PUSCHKINS PLÄTZE“

Fotos: Rudolph KUTSCHEROW

Die alten Pskower Lande im Nordwesten Rußlands. Der Unterlauf des schmalen Sorot, kleine Seen, manchmal durch Kanalarme miteinander verbunden. Parks, Gärten und Wälder der Landgüter Michailowskoje, Trigorskoje, Petrowskoje, die Ansiedlung Sawkino, Woronitsch mit den Überresten einer alten Festung aus dem 14.–16. Jahr-

Semjon Gejtschenko – seit Frühjahr 1945 Direktor der Staatlichen Puschkin-Gedenkstätte.



Zu Lebzeiten Puschkins läuteten solche Glocken an Feiertagen, bei Hochzeiten und Märkten. Manchmal auch läutete der Dichter selbst, der den Klang der Glocken liebte.

hundert sowie das alte Kloster Swjatogorski mit der Grabstätte Alexander Puschkins an der alten Kathedrale auf dem Sinitschja-Gora (Meisenhügel). Dies alles gehört heute zur Staatlichen Puschkin-Gedenkstätte.

Im Jahre 1742 wurde das kleine Dorf Michailowskoje Abraham Hannibal, dem Adoptivsohn und Mitstreiter Peter I. und Puschkins Urgroßvater, auf Lebenszeit übereignet. Danach fiel es Ossip Hannibal, dem Großvater des Dichters, zu. Zu seinen Lebzeiten

Alles hier besang Puschkin: diese Wege und Hügel, die Windmühle am Ufer des Sorot.

wurden auch in Michailowskoje das Herrenhaus und der Gutshof mit Park und Garten erbaut.

Puschkins Eltern, die das Gut nach dem Tod Ossip Hannibals erbten, hatten für ihren Besitz nicht viel übrig. Ihnen war es einerlei, was sich ringsum in den Dörfern tat. Überhaupt langweilten sie sich auf dem Lande. So verfiel das Haus immer mehr.

Das erstemal kam Alexander Puschkin 1817 mit 18 nach Michailowskoje. Er hatte gerade das Lyzeum beendet. Vom 21. August 1824 bis zum 16. September 1826 wurde er wegen Verbreitung freiheitlicher Anschauungen und allzu „freier" Verse und Epigramme nach Michailowskoje verbannt, wo er sich ständig unter Polizei- und kirchlicher Aufsicht befand.

Anfangs kam das Dorf dem Dichter wie ein Kerker vor. Alles reizte ihn. Er wurde schwermütig, stritt sich mit seinem Vater, griff zur Flasche. In aller Herrgottsfrühe ließ er sein Pferd satteln und ritt fort. Man konnte dem Reiter in umliegenden Dörfern begegnen.

Dann aber wurde mit einemmal alles anders. Nachdem die Eltern aus Michailowskoje fortgezogen waren, sah er sich in Großvaters Haus um, wo er ein Arbeitszimmer einrichten wollte. Er entschied sich für ein geräumiges helles Zimmer, dessen Fenster nach Süden, auf den Hof und die Blumenrabatten hinausgingen. Hier war es sonnig, das ganze Anwesen gut zu überblik-

Das Haus Puschkins in Michailowskoje

ken. Das Zimmer hatte einen schönen großen Kamin. Was wollte er mehr? Er hatte immer die Einsamkeit und die Stille geliebt. Da ließ es sich besser arbeiten.

Er lernte einfache Menschen aus nächster Nähe kennen und gewann sie lieb. Er wurde zu Bauernfesten und Hochzeiten eingeladen, an langen Winterabenden saß er gern in der Gesindestube oder im Zimmer seiner Amme und hörte den Dorfweisen, Märchen über Volkshelden und allerlei wundersamen Begebenheiten zu.

Die Natur hier zog ihn an. Wiesen und Felder, Wald und Haine – alles beschäftigte seinen Geist. Er war mit seiner Umgebung und mit sich selbst eins. „Ich bin geistig wiederaufgelebt", schrieb er seinem Bruder Lew. „Zwischen mir und euch hat sich jetzt ein tiefer Abgrund aufgetan. Ihr lebt auf dieser Welt, ich lebe auf einer anderen. Jetzt weiß ich endlich, wer und wo ich bin, weshalb und wozu ich da bin!"

Gern streifte Puschkin durch den Park. Noch heute gibt es jene beiden von Tannen und Linden gesäumten Alleen. Den Park und das Anwesen umschließen bis zum Fluß hinunter Teiche. Der Dichter liebte es, sich auf die im Oberteich gelegene „Insel der Einsamkeit" zurückzuziehen. Den untersten Teich überspannt eine Bogenbrücke. Von ihr führt

ein Weg zu einem Lindenwäldchen. Nicht weit davon befindet sich der alte Hannibal-Weg – er führt am Malenez-See und an einem Quellwasserbrunnen vorbei zu drei Kiefern an der Grenze der großväterlichen Besitzungen... Diesen Weg benutzte Puschkin, wenn er nach Trigorskoje ging.

In Trigorskoje kam er in das gastfreundliche, anheimelnde Haus der Ossipows-Wulfs, einer benachbarten Gutsbesitzerfamilie. In Trigorskoje war alles anders als in Michailowskoje. Und auch Puschkin selbst schien hier wie ausgewechselt. In Michailowskoje war er ein vom Schicksal verfolgter Mensch, ein Dichter, ein Prophet, in Trigorskoje hingegen einfach ein guter Kerl, fortwährend zum Spaßen und zu allerhand Streichen aufgelegt, ein galanter Kavalier und „Müßiggänger". Hier freute ihn alles, war er immer froh. Freundliche Hausherren, der Alltag geregelt, Bequemlichkeit, eine reichhaltige Bibliothek, sozusagen die Hausuniversität. Das gerade war es, was Puschkin in Michailowskoje so sehr vermißte. Jeden Tag fand er sich gegen drei Uhr in Trigorskoje ein und dann „wurde das Unterste zuoberst gekehrt: man lachte, scherzte und plauderte miteinander..." Hier wurde er geliebt und als Dichter aufrichtig verehrt. Die letzten Besitzer des Gutes richteten im Haus ein kleines Puschkin-Museum ein.

Nach der Verbannung durfte Puschkin nach Moskau zurückkehren und anschließend auch nach Petersburg reisen. Michailowskoje suchte er wieder 1827 und 1835 auf, ein letztes Mal kam er 1836 dorthin, als er seine Mutter in Swjatyje Gory bestatten ließ. Bevor Puschkin nach Petersburg zurückkehrte, zahlte er in die Klosterkasse Geld ein und sicherte sich so ein Fleckchen Erde, wo man ihn nach dem Tode beisetzen sollte. Er hinterlegte auch einen bronzenen malachitverzierten Leuchter und ein in Silber gefaßtes und perlenbesetztes Mutter-Gottes-Bild.

Nach Puschkins Tod 1837 verfiel Michailowskoje, das der Dichter seinen Kindern hinterlassen hatte, völlig. 1899 verkaufte sein Sohn Grigori das Gut an den Staat.

Am 17. März 1922 wurden Michailowskoje, Trigorskoje und des Dichters Grabstätte im Swjatogorsker Kloster auf Regierungsbeschluß zur Staatlichen Puschkin-Gedenkstätte erklärt. 1936 wurden ihr noch das gesamte Klostergelände, Petrowskoje – das Erbgut der Puschkin-Vorfahren Hannibal – und die knapp einen Kilometer von Michailowskoje entfernte Ortschaft Sawkino angeschlossen.

Jedes Jahr finden sich am ersten Junisonntag zu Puschkins Namenstag viele Gäste in Michailowskoje ein. Diese Tradition kam 1924 auf. Unterbrochen wurde sie nur 1941–1945 durch den Krieg. In der Puschkin-Gedenkstätte wurde vieles von den Hitlerfaschisten vernichtet. Im Jahr der Befreiung bot Michailowskoje einen traurigen Anblick. Alles lag in Trümmern. Überall Stacheldrahtsperren und Schilder mit der Aufschrift: „Vermint!", „Zutritt verboten!"

Aber bereits im Frühjahr 1945 wurde mit der Wiederherstellung der Gedenkstätte begonnen und Vorbereitungen auf das erste Puschkin-Fest nach dem Kriege getroffen. Am 6. Juni hatten sich

Das Arbeitszimmer des Dichters

am Vormittag rund zehntausend Menschen, darunter viele Kriegsinvaliden, in Michailowskoje versammelt. Manchen Besuchern steckten 50 Kilometer Fußmarsch in den Beinen. Von einem aus langen, dünnen Stangen provisorisch hergerichteten Bogen lächelte das von einem Laien gemalte Bildnis des Dichters freundlich herab. Auf rotem Tuch stand geschrieben: „Guten Tag, Puschkin!"

Jetzt finden sich in Michailowskoje dreimal im Jahr, im Februar, Juni und August, Gäste ein. Zwei Daten werden in kleinerem Rahmen begangen. Im August war der verbannte Dichter in der Pskower Gegend eingetroffen, und am 10. Februar 1837 wurde er im Kloster Swjatogorski beigesetzt.

Beim Puschkin-Fest im Juni geht es immer hoch her. Auf der „Dichterwiese" in Michailowskoje finden sich dann an die Hunderttausend Menschen zusammen. Puschkin-Forscher, Literaturwissenschaftler, Kritiker, Schriftsteller, bildende Künstler, Schauspieler und Musiker kommen hierher. Sie beteiligen sich an wissenschaftlichen Konferenzen und stellen ihre neuen Werke vor. Und das Fernsehen bringt sie dem ganzen Land ins Haus.

Jährlich besuchen über eine Million Menschen die Puschkin-Gedenkstätte. Ein jeder findet

Die kleine Brücke über den Teich im Park von Michailowskoje

„Wieder weilte ich in . . .» – ein Gemälde des sowjetischen Malers Alexander Laktionow aus dem Jahre 1949 (Puschkin in Trigorskoje)

Das Haus der Ossipow-Wulfs in Trigorskoje

Das Haus der Hannibals, der Puschkin-Vorfahren, im Dorf Petrowskoje

auf seine Weise den Weg hierher, Zugang zu Puschkin.

Dem Museum wurden viele Geschenke gemacht, darunter ein handgeschriebenes Buch vom Ende des 18. Jahrhunderts und eine sehr seltene Ausgabe von Puschkins Werken. Jemand schickte Zeisige und Kanarienvögel, die es einst in Puschkins Zimmern in Michailowskoje gegeben hatte. Ein Rigaer Gartenfreund züchtete eigens eine neue Dahliensorte für die Blumenbeete der Gedenkstätte.

Geschenke machten uns auch ausländische Gäste. Die Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft der DDR überließ der Gedenkstätte eine bronzene Puschkin-Büste. Der englische Komponist Benjamin Britten

Im Park von Michailowskoje. Puschkins geliebte Allee

übersandte uns die Noten von Romanzen, die er nach Puschkins Versen komponiert hatte. Franzosen, Araber, Jugoslawen brachten Übersetzungen von Werken Puschkins mit. Ettore Lo Gatto, einer der bedeutendsten Slawisten und Puschkinforscher Italiens, der ebenfalls Michailowskoje besucht hatte, sandte uns eine alte Ausgabe von Werken des italienischen Dramatikers Vittorio Alfieri, dessen Bücher einst in Puschkins Bibliothek gestanden hatten.

Vor ein paar Jahren trug sich folgendes zu.

Eine große Reisegruppe, so an die 150 Leute, lief vor dem Haus in Michailowskoje auf und ab. Wie sich herausstellte, gehörten alle zu einem estnischen Arbeiterveteranenchor. In Michailowskoje wollten sie für alle, die Puschkin besuchen, ein Konzert geben.

Ihr Auftritt brachte einige junge Leute auf die Beine. Sie flüsterten miteinander und waren sich wohl nicht ganz einig... Kaum aber war der estnische Chor fertig, wandte sich ein junger Bursche aus dieser Gruppe an die Zuhörer: „Und nun tritt ein Studentenchor aus Riga auf", verkündete er. „Sie haben doch nichts dagegen?"

Glücklich die Menschen, die Dichter wie Puschkin ihr eigen nennen können. Und glücklich wäre auch Puschkin, wenn er seine Nachkommen sähe.

VOM FROSCH, DER AUF REISEN GING

Wsewolod GARSCHIN

Märchen

Aus dem Sammelband „SAGEN, LEGENDEN, MÄRCHEN“ (gekürzt)

Zeichnung: Wladimir BAI

Es war einmal ein Quak-Frosch. Er saß in einem Sumpf, fing Mücken und Schnaken und im Frühling quakte er laut mit seinen Freunden.

Eines Tages saß er auf einem alten Baumknorren, der aus dem Wasser hervorspießte, und genoß den warmen, leichten Regen: „Ach, was ist doch heute für ein herrlich nasses Wetter!“ dachte er. Da ertönte plötzlich in der Luft ein dünnes Pfeifen. Das waren Enten, die, einen riesigen Halbkreis schlagend, sich ausgerechnet auf dem Sumpf niederließen, in dem der Frosch wohnte.

„Schnack, schnack! Es wird schon kalt! Schneller zum Süden!“ schnatterten sie laut, ohne den glotzäugigen Frosch zu bemerken, der neugierig ihrem Gespräch lauschte. „Ich bitte um Verzeihung“, bat er schüchtern, „aber, was ist das – Süden – wohin ihr fliegt?“

Die Enten versammelten sich um ihn und schnatterten laut drauflos, wobei sie aufgeregt mit ihren Flügeln schlugen:

„Dort ist es warm! Und was für wunderbar warme Sümpfe es dort gibt! Und was für Würmer! Himmlisch ist es im Süden!“

Der Frosch war begeistert: „Nehmt mich mit!“

„Wie sollen wir dich denn mitnehmen? Du hast ja keine Flügel.“

„Gebt mir nur fünf Minuten Zeit zum Nachdenken. Ich werde mir gleich etwas einfallen lassen . . .“, mit diesen Worten platschte der Frosch von seinem Baumknorren geradenwegs in den Schlamm und vergrub sich in ihm bis über beide Ohren, damit ihn auch nichts beim Überlegen stören konnte. Bald steckte er sein Maul aus dem Wasser, und

es war das allerstrahlendste, das man sich bei einem Frosch nur vorstellen kann.

„Ich hab's!“ jubelte er. „Zwei von euch müssen eine Gerte mit dem Schnabel fassen, und ich klammere mich an der Mitte fest. Ihr werdet fliegen, und ich werde fahren. Nur dürft ihr nicht schnattern und ich nicht quaken, dann klappt alles bestens.“

Obwohl es kein großes Vergnügen ist, zu schweigen und einen Frosch, wenn auch leichten, in

solche Ferne mitzuschleppen, so begeisterte doch seine Klugheit die Enten dermaßen, daß sie sich einstimmig bereit erklärten, ihn zu tragen. Es wurde beschlossen, die ermüdeten Paare abzuwechseln. Man fand eine stabile Gerte, zwei Enten faßten sie mit ihren Schnäbeln, der Frosch biß sich in der Mitte fest, und der ganze Zug hob sich in die Luft.

„Wie schön!" freute sich der Quak-Frosch.

Die Enten folgten dem Paar, das ihn trug und lobten:

„Ein erstaunlich kluger Kopf – unser Frosch. Sogar unter den Enten gibt es solche nur wenige."

Er konnte sich kaum zurückhalten, so sehr wollte er sich bei ihnen bedanken. Doch dann erinnerte er sich, aus welch schrecklicher Höhe er fallen würde, wenn er nur einmal den Mund auftäte, und preßte sein Maul noch fester zusammen.

Die Schar flog über gelbgewordene Wälder hinweg, vorbei an Dörfern mit hohen Schobern. Die Leute reckten ihre Hälse und zeigten mit dem Finger auf diesen seltsamen Schwarm.

Der Frosch wollte schrecklich gern etwas näher zur Erde fliegen, um gesehen zu werden und zu hören, was man da wohl über ihn spricht. Am nächsten Tag sagte er:

„Könnten wir nicht ein wenig tiefer fliegen? So hoch oben schwindelt mir der Kopf."

Die gutmütigen Enten flogen nun so tief, daß man Stimmen vernahm:

„Schaut nur, die Vögel tragen einen Frosch!"

Vor Stolz bekam der Frosch starkes Herzklopfen.

„Wissen denn die Leute überhaupt, daß ich mir das ausgedacht habe, und nicht die Enten?" überlegte er.

„Seht doch bloß, was für ein Wunder! Wer hat sich das nur einfallen lassen, so zu reisen?!" hörten plötzlich seine Froschohren.

Da konnte sich der Frosch nicht mehr zurückhalten und alle Vorsicht vergessend, schrie er aus Leibeskräften: „Das war ich! Ich! Ich!" Und flog, sich überschlagend, zur Erde. Eine der Enten wollte den Unglücklichen im Flug auffangen, verfehlte aber ihr Ziel.

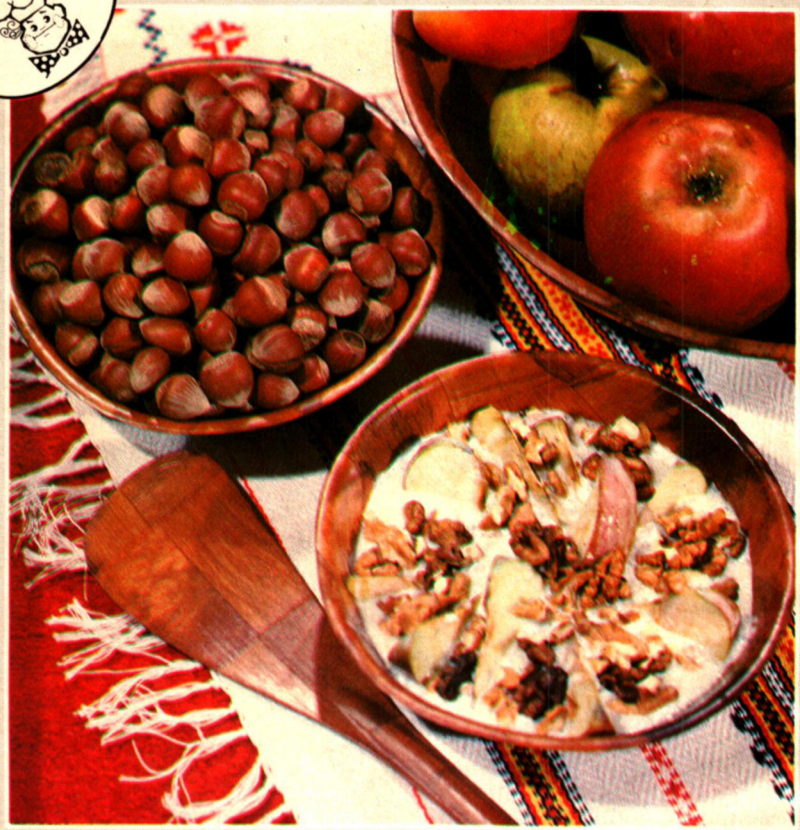
Zum Glück klatschte der Großtuer nicht auf festen Boden, sondern in einen schmutzigen Teich am Dorfrand. Er kam sofort wieder aus dem Wasser hoch und schrie lauthals: „Das war ich! Ich hab mir das ausgedacht!"

Die Dorffrösche, die sich vor Schreck versteckt hatten, waren mittlerweile wieder aufgetaucht und musterten verwundert den Gast.

Und er erzählte ihnen, wie er sich sein Leben lang den Kopf zerbrochen und endlich eine außergewöhnliche Möglichkeit gefunden hatte zu reisen, nämlich auf den Enten; daß er seine eigenen Enten habe, die ihn tragen, wohin es ihm beliebt; wie er im herrlichen Süden weilte, wo es warme Sümpfe und viele schmackhafte Würmer und Schnaken gibt.

„Ich bin zu euch gekommen, um zu sehen, wie ihr lebt", sagte er. „Und ich bleibe bis zum Frühling, bis meine Enten zurückkehren, die ich beurlaubt habe."

Aber die Enten kamen nicht mehr zurück. Sie glaubten, der Quak-Frosch sei zu Tode gestürzt und bemitleideten ihn sehr.



APPETIT AUF VEGETARIERKOST?

Der Standpunkt des Vegetariers Salautdin MAGIDOW, Kandidat der chemischen Wissenschaften

Aus der Zeitung SOZIALISTITSCHESKAJA INDUSTRIJA

Foto: Alexander USSANOW

Vor einigen Jahren, als unterschiedliche „Hunger"- und „F.d.H.-Kuren" in Mode kamen, wurde meist nur milde gelächelt.

Heute ist aber immer öfter zu hören, daß Pflanzenkost hilft, einige Krankheiten loszuwerden, ja sogar zur Langlebigkeit beitrage. Asketismus schadet, Vegetarismus aber bekommt dem Menschen sehr gut. Das war zu beweisen.

Das Denken gefördert

Das Gehirn stellt eines der empfindlichsten Organe dar, das sofort auf den Mangel an Sauerstoff sowie notwendigen Nährstoffen reagiert. Demnach könnte die Ernährung durch Pflanzenkost zu geistiger Schwäche, ja zum Verlust schöpferischer Fähigkeiten führen. Bekannt ist jedoch, daß viele Geistesgrößen überzeugte Vegetarier waren. Genannt seien z. B. Pythagoras, Seneca, Platon, Leonardo da Vinci, Byron, Bernard Shaw und Leo Tolstoi.

Sportliche Vegetarier

Während der Olympischen Spiele von 1928 in Amsterdam siegte der Algerier El Ouafi im Marathonlauf, der sich nur von Pflanzenkost ernährte und Brot, gekochtem Reis, Gemüse, Datteln und Dörraprikosen den Vorzug gab. Zu Höchstleistungen im Sport brachte es auch der mehrfache Olympiasieger Paavo Nurmi (Finnland).

Aufschlußreich ist auch das Beispiel des zu Anfang unseres Jahrhunderts bekannten Sportlers I. Müller aus Dänemark. Er war in verschiedenen Sportarten – Laufen, Schwimmen, Rudern, Ringkampf, Eisschnellauf, Hammer- und Diskuswerfen – aktiv und stellte mehrere Landesrekorde auf. Unter den 132 Preisen, die er errungen hatte, ist der Preis für idealen Körperbau besonders bemerkenswert. In seinem Buch lesen wir: „Brei und Brot, Kartoffeln und Gemüse fördern besser die Kräfte und sind nicht so schädlich wie Braten oder Beefsteak. Oft habe ich bemerkt, wie ein Beefsteak einer Rudermannschaft so viel Kraft raubte, daß wir mit nur einem Stück Brot und etwas Haferbrei im Magen ihr Boot weit hinter unserem ließen. Ich habe auch feststellen können, wie hochgewachsene, kräftige Italiener, deren Ration aus Zwieback und dünnem Kaffee bestand, mehr Geschicklichkeit und Ausdauer an den Tag legten, als unsere sich von Fleisch und Bier ernährenden dänischen Arbeiter."

Lang sollen Sie leben

Im Kaukasus, besonders in Abchasien und Dagestan, gibt es viele Langlebige. Untersuchungen ergaben, daß sie als mager und ausgeglichen gelten und sich vorwiegend von Milchprodukten und Pflanzenkost – Früchten, Gräsern, Nüssen und Getreideerzeugnissen ernähren.

Einige Eigenschaften natürlicher Lebensmittel sind durchaus wissenswert. Ärzte behaupten, daß Säfte schon nach 10 bis 15 Minuten restlos verdaut sind und bestens zur Wiederherstellung der Zellen unseres Körpers beitragen. Sie fördern schneller als Arzneimittel die Verdauung. Für die Regenerierung von Blutzellen sollen täglich mindestens 200 Gramm Möhren- und Rübensaft getrunken werden. Fast alle Früchte sowie Grütze, Graupen und Grieß sind reich an Vitaminen, die der Blutarmut vorbeugen. Die meisten Beeren sowie Obst- und Gemüsearten wirken gallenabführend. Pflanzenöle verlangsamen das Altern. Zitrusfrüchte bekommen Arteriosklerosekranken besonders gut.

Erhöhtes Interesse für den Vegetarismus ist heute gerechtfertigt. Ärzte und Ernährungswissenschaftler in aller Welt schlagen Lärm, weil in den entwickelten Ländern 2- bis 3mal mehr als nötig gegessen wird.

Aber ungeachtet aller Beweise zugunsten des Vegetarismus reagieren Wissenschaftler übervorsichtig. Warum?

ES ANTWORTET VERA OLENEWA, DOKTOR DER MEDIZINISCHEN WISSENSCHAFTEN

Obwohl vieles an den Ansichten der Vegetarier als durchaus akzeptabel erscheint, dürfte es sich doch kaum lohnen, völlig auf Fleisch, Geflügel, Fisch, Seetiere sowie Milchprodukte zu verzichten. Für die normale Entwicklung und Gesundheit ist Eiweiß unentbehrlich. Zwar kommt es auch in den Vegetabilien, manchmal sogar in größeren Mengen, vor. Erbsen und Sojabohnen z. B. enthalten 23,8 bzw. 35 Prozent Eiweiß, Fleisch dagegen nur 17 Prozent. Doch sind das verschiedene Eiweiße. Fleisch enthält außerdem auch unersetzliche Aminosäuren, die in anderen Lebensmitteln nur unbedeutend oder überhaupt nicht vorkommen.

Etwas weniger Eiweiß gibt es in Fisch (16,9 Prozent), Eiern (12,8

Prozent) sowie Milch (3,5 Prozent). Auch in diesem Fall wird Quantität durch Qualität kompensiert.

Mediziner raten nur vom übermäßigen Verzehr tierischer Nahrungsmittel ab, weil diese zu einigen heute verbreiteten Erkrankungen führen können. Fleisch zum Beispiel erhöht durch Spannung der Blutgefäßwände den arteriellen Blutdruck. Hypertonie kann eine Folge sein, Gicht eine andere. Vor allem älteren Leuten ist deshalb vor allzu häufigem Fleischgenuß abzuraten.

Gesicherte Erfahrungen dieser Wissenschaftler besagen, daß viele Vegetarier mit der Zeit unter Stoffwechselstörungen leiden, die zu verschiedenen Erkrankungen führen können. Das Beispiel Leo Tolstois, Bernard Shaws und anderer Größen, die auf Fleisch- und Fischkost verzichtet hatten und doch ein langes, ausgefülltes Leben geführt haben, zeugt nur von dem außerordentlichen Anpassungsvermögen des Menschen als biologische Gattung.

Die sportlichen Leistungen der Vegetarier sind auch nicht weiter verwunderlich. Für Leistungssportler ist sowieso eine besondere Lebensweise typisch, um bei Kräften zu bleiben. Außerdem haben große Körperbelastungen einen beschleunigten Stoffwechsel zur Folge, wobei die Nahrung fast restlos verdaut wird.

Auch psychische Faktoren dürfen nicht übersehen werden. Zu Vegetariern werden in der Regel Personen, die besonders viel Aufmerksamkeit ihrer Gesundheit schenken. Ihre Enthaltsamkeit verbinden sie mit Sportübungen, sie rauchen nicht und vermeiden alkoholische Getränke. Verständlich, daß sie gesünder sind als diejenigen, für die selbst die Morgengymnastik ein unlösbares Problem ist.

Wenn ein Erwachsener Vegetarier wird, ist das letzten Endes seine Sache. Doch für Kinder ist der Vegetarismus völlig unzulässig, weil er das Wachstum verlangsamt und die Widerstandskraft des kindlichen Organismus gegen Infektionskrankheiten schwächt.

Sogenannte Rohkost ist ebenfalls ein Kapitel für sich. Anhänger dieser Variante des Vegetarismus ahnen wahrscheinlich nicht, daß sie am allerwenigsten vom Streben, Vitamine zu schützen, herrührt. Vor vielen Jahren entstand eine Theorie, der zufolge in den Pflanzen und Früchten Sonnenenergie in elektromagnetische umgewandelt wird, wäh-

rend thermische Behandlung diese Eigenschaft nimmt und die Nahrung wertlos macht.

Die Haltlosigkeit dieser Theorie wurde wissenschaftlich nachgewiesen. Es kommt natürlich vor, daß man auch dann brät, kocht oder schmort, wenn es überflüssig ist. Der Wert natürlicher, nicht verarbeiteter Nahrungsmittel besteht darin, daß sie reich an Vitaminen sind. Sie wirken sich unter anderem günstig auf die Widerstandsfähigkeit des Organismus aus. Nicht von ungefähr sind sie heute wichtiger Bestandteil der Nahrung von Bergsteigern, Tauchern, Fallschirmspringern, Fliegern und Kosmonauten, die starken physischen und psychischen Belastungen ausgesetzt sind. Daher empfiehlt es sich, statt Schokolade und Pralinen Rosinen, Nüsse und Trokkenobst zu essen und künstliche Süßgetränke durch natürliche Säfte zu ersetzen.

Lebensmittel mit Eiweißgehalt müssen unbedingt thermisch behandelt werden, das Eiweiß ist dann leichter verdaulich.

Die Ärzte verordnen zur Zeit erfolgreich zahlreiche Diätkuren in Form von Gräser-, Gemüse- oder Beerenkost bei der Behandlung verschiedener Erkrankungen, z. B. gegen Gicht. Der Verzehr roher, „grüner" Lebensmittel ohne Salz fördert die Abfuhr überflüssigen Wassers aus dem Körper. Vorsicht ist für Personen geboten, die sonst nicht viel Grünes essen: sie spüren den Druck des Zwerchfells stärker, es kann zu Herzbeschwerden kommen.

Eine ausgewogene Ernährung bildet die Grundlage der Gesundheit. Es lohnt nicht, um modischer Theorien willen seinen Speisenfahrplan über den Haufen zu werfen. Die Wissenschaft nutzt schon lange alles Brauchbare im Vegetarismus.

Anmerkung der Redaktion

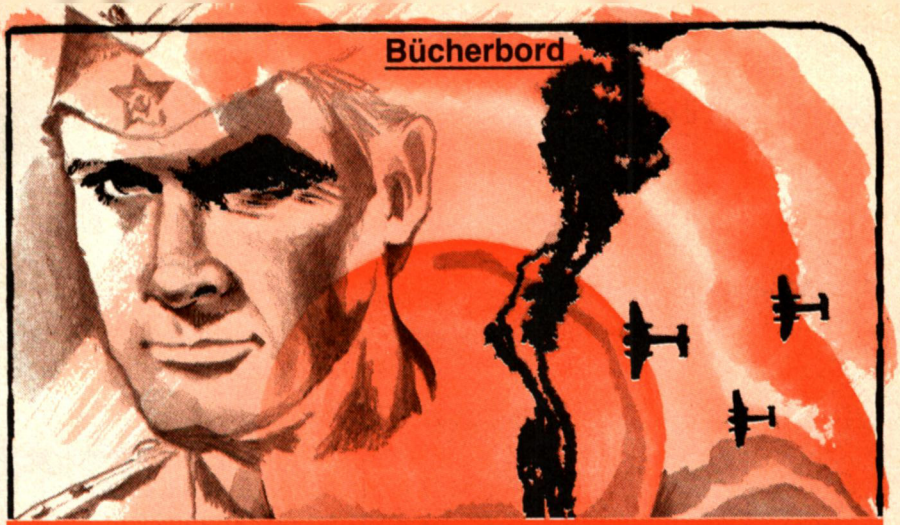
Für und Wider gab es auch bei unseren Mitarbeitern. Die meisten legten sich auf die „goldene Mitte" fest.

Probieren Sie doch mal zur Abwechslung einen Vegetariersalat.

Zutaten für 2 Personen: 200 g Joghurt, 1 Eßl. Honig, 4–5 mittelgroße Äpfel, zerkleinerte Wal- oder Haselnüsse nach Geschmack.

Den Joghurt mit dem Honig schaumig schlagen und damit die in dünne Streifen geschnittenen Äpfel übergießen. Das Ganze mit den Nüssen bestreuen.

Bücherbord



AUGUST 44

Wladimir BOGOMOLOW

Roman

AUGUST 44

(Auszüge aus dem Roman)

Wladimir BOGOMOLOW

Zeichnungen: Oleg WUKOLOW

In der Geschichte des Großen Vaterländischen Krieges gegen die faschistischen Eindringlinge 1941–1945 nimmt das Jahr 1944 einen besonderen Platz ein. Zu Recht nennt man es das Jahr der entscheidenden Siege.

Gegen Ende 1944 war nicht nur die Sowjeterde von den Okkupanten gesäubert, sondern die Hitlerfaschisten auch aus einer Reihe von Ländern Ost- und Südosteuropas verjagt. Alle Verbündeten Hitlerdeutschlands, Japan ausgenommen, waren aus dem Krieg ausgeschieden.

Daraus folgt nicht, daß die in dieser Zeit angreifende Sowjetarmee es mit einem schwachen, demoralisierten Gegner zu tun gehabt hatte. Natürlich war nach den Niederlagen bei Moskau, Stalingrad und im Kursker Bogen der faschistischen Bestie das Rückgrat gebrochen, aber sie hatte noch alle Zähne, wurde noch tollwütiger.

Die Ereignisse, von denen im Roman des sowjetischen Schriftstellers Wladimir Bogomolow die Rede ist, trugen sich zu Sommerende 1944 zu, als die wichtige Operation „Bagration" abgeschlossen wurde, in deren Ergebnis Belorußland befreit und die Angriffsoperation im Baltikum vorbereitet wurde. Die dem Roman zugrunde liegenden Fakten, wie die Operation der militärischen Gegenaufklärung „Smersch", die im Hinterland der sowjetischen Truppen eine Gruppe faschistischer Spione in der Aktion „Neman" unschädlich machte, könnten auf den ersten Blick unerheblich sein. Aber bei aufmerksamem Durchlesen hilft diese Episode die bedrohliche Atmosphäre jener Zeit zu fühlen, als die Sowjetmenschen auf Leben und Tod mit dem Faschismus kämpften. – Die Red.

Der Roman „August 44" wurde in der UdSSR und im Ausland in 26 Sprachen und in einer Auflage von mehr als 7 Mio. Exemplaren herausgegeben. – Die Red.

IM HAUPTQUARTIER DES OBERSTEN BEFEHLSHABERS

In Moskau war man tatsächlich beunruhigt und nervös.

Im Tagesbericht der militärischen Spionageabwehr vom 18. August, der nach Mitternacht ins Hauptquartier gelangte und insgesamt anderthalb Seiten umfaßte, waren der Sache „Neman" neun Zeilen gewidmet. Darin wurde knapp mitgeteilt, daß im rückwärtigen Raum der 1. Baltischen und der 3. Belorussischen Front eine starke, fähige Spionagegruppe des feindlichen Geheimdienstes operierte und aktiv gesucht wurde.

An dieser Meldung war zunächst nichts ungewöhnlich; das Hauptquartier wollte über sämtliche Spionagegruppen des Gegners informiert werden, so fern sie eine ernst zu nehmende Bedrohung darstellten, und sogar über die Tätigkeit gefährlicher Einzelagenten.

Da hier jedoch von einer Front die Rede war, wo in weniger als einem Monat eine strategisch außerordentlich wichtige Operation beginnen sollte, machte der Oberste Befehlshaber beim Lesen mit Blaustift eine Randbemerkung: „aufpassen" und „ausführlicher berichten".

Diese Randbemerkung war der Anlaß dafür, daß das Hauptquartier die Sache unter Kontrolle nahm, und am Nachmittag wurde dem Obersten Befehlshaber eine detaillierte, fast zweiseitige Information über „Neman" zugeleitet. Als er sich damit vertraut gemacht hatte und entdeckte, daß die Tätigkeit der Gesuchten eine getarnte Truppenkonzentration und die Formierung einer Stoßgruppe im Rücken der 1. Baltischen Front gefährdete und daß somit das Gelingen einer wichtigen strategischen Operation auf dem Spiel stand, war er sehr beunruhigt und aufgeregt.

Seit Monaten hatte er kein so übles Gemüt wie zu dieser Stunde.

Er, der im Juni 41[1] ungeheuerlich von seiner eigenen Intuition getäuscht worden war, maß jetzt der Irreführung des Gegners eine gewaltige Bedeutung bei, besonders während der Vorbereitung von Offensiven und großangelegten Operationen.

Aus der furchtbaren Lektion zu Beginn des Krieges wurden Lehren gezogen, und schon ein halbes Jahr nach Beginn der Kampfhandlungen nutzte die Rote Armee die Vorteile der Tar-

[1] Am 22. Juni 1941 überfiel das faschistische Deutschland wortbrüchig die Sowjetunion. Unter Ausnutzung des Überraschungsfaktors gelang es dem Feind, zeitweilig einen großen Teil des Territoriums der UdSSR zu okkupieren. – Die Red.

nung und Überraschung nicht minder geschickt als der Gegner.

So wurden während der Offensive bei Moskau unauffällig Reserven, vor allem zwei frische Armeen herangeführt, nördlich der Hauptstadt bereitgestellt und im entscheidenden Moment – für die Deutschen völlig überraschend – in den Kampf geworfen.

Der Erfolg der Stalingrader Operation und der Schlacht im Kursker Bogen war ebenfalls zum großen Teil das Ergebnis einer geheimen Truppenkonzentration und eines außerordentlich vielfältigen Komplexes von Maßnahmen zur Desinformation und Täuschung des Gegners.

Eine operative Überraschung wurde auch bei der Belorussischen Operation erzielt, einer der größten des Krieges. Zwar war eine völlige Geheimhaltung der Kräftekonzentration im rückwärtigen Raum von vier angrenzenden Fronten praktisch unmöglich – immerhin wurde eine Streitmacht von anderthalb Millionen Mann zusammengezogen, wurden 6500 Panzer und Selbstfahrlafetten, rund 25 000 Geschütze und mehr als 6000 Flugzeuge bereitgestellt. Nach Aussagen gefangener deutscher Generale argwöhnten denn auch die Aufklärungsorgane und Stäbe der Heeresgruppe „Mitte" kurz vor Beginn der Offensive Schlimmes, doch waren die Meinungen geteilt, und der Verdacht blieb Verdacht. Der Generalstab der deutschen Heeresstreitkräfte und Hitlers Führerhauptquartier waren bis zum Schluß überzeugt, daß die Hauptschläge der Roten Armee im Sommer 1944 nicht in Belorußland, sondern weiter südlich – in der Ukraine – erfolgen würden. Es war gelungen, die Deutschen hinsichtlich der wahren Absichten des sowjetischen Oberkommandos in die Irre zu führen, und das Ergebnis war die völlige Zerschlagung der Heeresgruppe „Mitte".

Der Oberste Befehlshaber war sehr stolz auf seine Täuschungskunst, und in Teheran[1] erzählte er Roosevelt und Churchill bereitwillig, wie er das machte, was den Briten zu der beifälligen Bemerkung veranlaßte: „Die Wahrheit muß mittels der Unwahrheit verteidigt werden."

Stalin hatte den Bericht über die Sache „Neman" noch nicht zu Ende gelesen, als er schon abschätzte, wie stark die Tätigkeit der Gesuchten die Vorbereitung eines strategischen Schlages im Baltikum gefährdete.

Das Hauptquartier und der Oberste Befehlshaber persönlich schenkten dem baltischen Raum erhöhte Beachtung. Für September planten sie hier eine strategi-

[1] Von 28. 11. bis 1. 12. 1943 fand in Teheran eine Konferenz der Regierungschefs der drei im 2. Weltkrieg verbündeten Großmächte – UdSSR, USA und Großbritannien – statt. – Die Red.

sche Operation, in deren Ergebnis ein bedeutender Teil Estlands und Lettlands mit den wichtigsten Häfen und den Hauptstädten beider Unionsrepubliken – Tallinn und Riga – befreit und die deutsche Heeresgruppe „Nord", mehr als 700 000 Soldaten, Offiziere und Generale, von den übrigen Kräften des Gegners und von Deutschland, genauer von Ostpreußen, abgeschnitten werden sollte, was durch eine restlose Abriegelung Kurlands und der Halbinsel Semland zu erreichen wäre.

Diese Absicht verfolgte der Oberste Befehlshaber, und obwohl zur Zeit, Mitte August, vor allem die Ukrainische Front Angriffsgefechte führte und Verstärkungen erhielt, wurden unter Wahrung größter Vorsicht allmählich Truppen auch im rückwärtigen Raum der 1. Baltischen Front zusammengezogen, der bei der Verwirklichung der geplanten Operation die führende Rolle zugedacht war. Gerade letzte Nacht waren im Gebiet nördlich Šiauliai die ersten Einheiten der 5. Gardepanzerarmee eingetroffen, der wichtigsten Stoßgruppierung bei den bevorstehenden Kampfhandlungen im Baltikum.

Nachdem sich der Oberste Befehlshaber mit dem Bericht über die Sache „Neman" vertraut gemacht hatte, bestellte er den Chef der Hauptverwaltung Spionageabwehr und die Volkskommissare des Innern und der Staatssicherheit zu sich. Den Armeegeneral, den er gerade zum Rapport bei sich hatte und der seit einiger Zeit den Posten des Generalstabschefs bekleidete, forderte er auf zu bleiben, da er es für möglich hielt, daß eine radikale Änderung des strategischen Plans oder ein Aufschub der vorgesehenen Operation nötig werden könnte.

Schon fünf Minuten vor der Ankunft der drei Männer war Stalin ein historischer Ausspruch eingefallen, den er noch in Friedenszeiten getan hatte: Um im Kriege eine Schlacht zu gewinnen, braucht man unter Umständen Hunderttausende Rotarmisten, um aber diesen Erfolg an der Front zunichte zu machen, genügen die zersetzenden Handlungen einiger weniger Spione.

Also hatte er die Gefährlichkeit einer derartigen Situation bereits vor dem Kriege vorausgesehen und vorausgesagt. Wie oft hatte er zur Vorsicht gemahnt und von allen Wachsamkeit gefordert, aber sie hatten entweder nicht die notwendigen Schlüsse gezogen oder sie handelten nicht danach.

Als die Volkskommissare und der Chef der Militärspionageabwehr eingetreten waren, hatte der Oberste Befehlshaber die Empörung bezwungen, die bei dem Gedanken aufgeflammt war, daß man seine rechtzeitige Warnung in den Wind geschlagen hatte,

und während er in seinem Arbeitszimmer auf und ab ging, beschäftigten ihn die bevorstehenden Kampfhandlungen im baltischen Raum.

Sich über die Sache „Neman" berichten zu lassen, hielt er für unangebracht, nicht weil er den Bericht bereits kannte und alle Einzelheiten in seinem ausgezeichneten Gedächtnis hatte, sondern weil ein Leiter die Sache immer so hinstellt, als ob es sich um einen völlig normalen Prozeß handelt, der zwangsläufig so und nicht anders abläuft, alles Menschenmögliche sei geschehen, und wenn noch keine Ergebnisse vorlägen, dann gebe es dafür objektive Gründe und Ursachen.

Unerwartet blieb der Oberste Befehlshaber vor den drei Männern an der Tür stehen und fragte mit farbloser Stimme und ausgeprägtem georgischem Akzent: „Warum heißt die Sache ‚Neman?' " Dabei hob er den Kopf und durchbohrte mit seinem durchdringenden, haftenden Blick der vom ersten Stadium des grünen Stars gezeichneten kleinen Augen, deren Weißes gelblich verfärbt war, den Chef der Spionageabwehr.

Die beiden Volkskommissare atmeten erleichtert auf. Die Sache betraf in erster Linie die Spionageabwehr und nicht ihre Dienststellen.

„Das ist eine angenommene Bezeichnung, Genosse Stalin", sagte der Leiter der Hauptverwaltung Spionageabwehr, ein verhältnismäßig junger Generalleutnant, Günstling des Obersten Befehlshabers, durch dessen Fürsprache auf diesen hohen, verantwortungsvollen Posten gestellt, ein robuster Blondkopf mit offenem, fast einfachem, ausgesprochen russischem Gesicht. Er stand direkt vor Stalin und blickte ihm beherzt in die Augen.

„Sie sind sich bewußt, daß es um das Gelingen einer außerordentlich wichtigen strategischen Operation geht?" fragte Stalin leise. „Um das Schicksal der deutschen Gruppierung im Baltikum, die mehr als eine halbe Million Leute umfaßt?"

„Ja, dessen bin ich mir bewußt", antwortete der Chef der Spionageabwehr.

Stalin trat näher, blieb dicht vor ihm stehen und blickte ihm hart in die Augen.

„Sie verstehen, daß unter den Bedingungen der Vorbereitung und Durchführung einer strategischen Operation jedes Durchsikkern geheimer Informationen auf der Stelle unterbunden, jeder Spionagekanal des Gegners sofort geschlossen werden muß?"

„Ja, das verstehe ich."

Stalin ging einige Schritte, entfernte sich, drehte sich unvermittelt um.

„Wieviel Leute sind es alles in allem?" fragte er und deutete auf den Bericht.

„Über die zahlenmäßige Stärke

der ganzen Spionagegruppe läßt sich schwer eine genaue Aussage machen", erwiderte der Chef der Spionageabwehr und sah dem Obersten Befehlshaber in die Augen. „Der Kern der Gruppe besteht vermutlich aus drei oder vier Mann."

Stalin fiel abermals seine weitsichtige Warnung ein, daß die zersetzende Tätigkeit weniger feindlicher Spione ausreiche, um eine große Schlacht zu verlieren.

„Brauchen Sie die Hilfe der Armee?"

„Vom Generalstab ist schon eine entsprechende Direktive an die Truppen ergangen." Der Chef der Spionageabwehr erkühnte sich, von Stalin weg auf den Armeegeneral zu schauen, der bei dem Wort „Generalstab" aufhorchend den Kopf gehoben hatte.

„Entschuldigen Sie, Genosse Stalin", sagte er hinter dem Rükken des Obersten Befehlshabers, und Stalin zeigte, wie sehr er diesen Mann achtete und schätzte, indem er ihm das Gesicht zuwandte. „Wenn die 1. Baltische und die 3. Belorussische Front gemeint sind, so sind die Befehlshaber bereits in der vergangenen Nacht aufgefordert worden, der Spionageabwehr mit Menschen und technischen Kampfmitteln jegliche Hilfe zu erweisen."

Stalin hatte die Hände auf den Rücken gelegt und ging wieder von der Tür weg, nicht ganz bis zur Stelle, wo an dem langen Tisch der Armeegeneral saß.

„Was stellt sich heraus?" murrte er wie im Selbstgespräch. „Alle sind beteiligt und helfen, alle tun angeblich etwas, aber die gefährlichsten Spione spazieren schon seit einem Monat unbehelligt hinter der Front herum. Verantwortungslosigkeit!" Er brauste plötzlich zornig auf. „So etwas dulden wir nicht!"

Sich zu rechtfertigen war ungebührlich, aber der Chef der Spionageabwehr zügelte sich doch nicht ganz:

„Genosse Stalin, glauben Sie, es geschieht alles, was möglich ist."

„Davon bin ich nicht überzeugt!" Stalin blieb stehen und fuhr herum, ohne den Blick vom Läufer zu heben. „Und dann – was heißt, es geschieht? Uns interessiert nicht der Prozeß der Fahndung. Wir brauchen das Ergebnis. Außerdem möchte ich bemerken: Wir schränken Sie nicht ein – tun Sie auch das Unmögliche!"

24 Stunden – das war die äußerste Frist, die das Hauptquartier den Leitern der sowjetischen Spionageabwehr und des Staatssicherheitsdienstes zugestand, um die Gruppe „Neman" zu liquidieren. Nach Verstreichen dieser Frist mußte die Konzentration der Panzer- und mechanisierten Truppenteile in Richtung Baltikum beginnen. Wenn es den feindlichen Agenten gelingen sollte, dies mitzuteilen, war kaum noch für den Erfolg der sorgfältig geplanten Operation zu bürgen.

Aber die abgefangenen und dechiffrierten Funksprüche mit dem Rufzeichen

„KAO" und der Unterschrift „Krawzow" bewiesen: Die Informationsquellen der Gruppe „Neman" waren ziemlich umfassend. Der Agent, der sich hinter dem Decknamen „Mathilde" verbarg, verfügte über äußerst geheime Angaben zur Lage im rückwärtigen Raum der beiden benachbarten Fronten. „Notarius" war über alles unterrichtet, was per Bahn befördert wurde. Nach allem zu urteilen, arbeiteten für die Gruppe „Neman" weitere Informanten.

Es wurde festgestellt, daß der Sender in letzter Zeit nur noch von einem Fahrzeug aus arbeitete und das in der Regel nahe des großen Waldmassivs von Schilowitschi. Die Vermutung kam auf, daß die Agenten den Sender in einem Versteck im Schilowitschier Wald verbargen. Nachdem sie einen Wagen gestoppt und dessen Chauffeur getötet hatten, sandten sie ihren Funkspruch, wonach sie den Sender ins Versteck zurückbrachten. Es gelang, den ungefähren Bereich zu orten, in dem sich das Versteck befand: im nördlichen Abschnitt des Waldes auf einer Fläche von 17 km^2. Einer der bei einem Überfall verletzten Chauffeure – der tödlich verwundete Sergeant Gussew – konnte noch mitteilen, daß sich zu ihm in den Wagen drei Mann gesetzt hatten, alle in der Uniform von Offizieren der Sowjetarmee. Danach schlugen sie ihn auf den Kopf und stießen ihm ein Messer in den Rücken. Die Körperverletzungen Gussews ließen die Vermutung zu, daß der Täter ein Linkshänder war.

Nach dem gescheiterten Versuch, einen vermutlichen Teilnehmer der Abwehrgruppe, Pawlowski, lebend festzunehmen – dieser erschoß sich – riß der letzte Faden, der zur Gruppe „Neman" geführt hatte. Da nahm das Kommando den Beschluß an, in einer Militäroperation das Waldmassiv zu durchkämmen, um wenigstens den Sender zu finden und so den Agenten ihre Verbindung zu nehmen.

Als bis zum Beginn der Operation nur noch eine Stunde blieb, traf eine operative Gruppe der sowjetischen Spionageabwehr mit Pawel Aljochin („Pascha"), Jewgeni Tamanzew („Fixer Junge") und Andrej Blinow („der Kleine") auf drei Unbekannte in der Uniform von Offizieren der Sowjetarmee.

Diese Begegnung war nicht zufällig. Es war bekannt, daß die Deutschen in nächster Zeit der Gruppe „Neman" von einem Flugzeug aus Batterien für den Sender abwerfen mußten. Folglich mußten die Agenten am Vorabend das Gerät aus dem Versteck holen, in den Äther gehen, die Bestätigung erhalten und bis zur Dunkelheit abwarten, um das vereinbarte Signal zu geben. Auf dem wahrscheinlichen Weg der Agenten beschloß Aljochin einen „Lebendköder" zu legen.

Das hieß, das Aljochin und der für diesen Tag zur Gruppe befohlene Stellvertreter des Stadtkommandanten Hauptmann Anikuschin unter dem Deckmantel einer üblichen Patrouille die Dokumente überprüften, um schließlich das Gepäck der Unbekannten zu kontrollieren. Tamanzew, Blinow und der ebenfalls der Gruppe beigegebene Funker, die sich in einem nahen Gebüsch verborgen hatten, sicherten sie. Wenn die Unbekannten feindliche Agenten waren, dann würden sie im kritischen Moment der Kontrolle die Patrouille anzugreifen versuchen: standen doch den drei nur zwei Rückwärtige gegenüber. Dann würden die im Hinterhalt Liegenden eingreifen. Die Hauptsache für die „Lebendköder" war die, die richtige Position einzunehmen, um die zu Überprüfenden nicht aus der Sicht der drei im Hinterhalt Befindlichen zu lassen. Das alles versuchte Aljochin, solange noch Zeit blieb, dem Stellvertreter des

Kommandanten Anikuschin klarzumachen. Leider verhielt der sich gegenüber der Arbeit der Spionageabwehr äußerst skeptisch, er hielt es nicht für notwendig, auf sie zu hören, was zu einem tragischen Ausgang führte.

Wie vorgesehen, spielte Aljochin die Rolle eines nicht sonderlich beschlagenen Diensteifrigen, der an jedem Buchstaben, Punkt und Komma etwas auszusetzen hatte, dümmliche Fragen stellte und überhaupt nicht wußte, was er eigentlich will. In Wirklichkeit aber überprüfte er im Kopf alle Angaben über Agenten, die in letzter Zeit durch die Sonderfahndung gegangen waren. Drei Kriegsjahre in der Spionageabwehr hatten aus dem bescheidenen Agronomen Aljochin einen erstklassigen Fahnder und großartigen Analytiker gemacht. Der im Gebüsch stehende Tamanzew (vor dem Krieg Seemann, danach Grenzer) und der noch ganz junge Blinow, der direkt von der Schulbank an die Front geraten und nach einer schweren Verwundung zur Spionageabwehr abgestellt worden war, waren unfreiwillige Zuschauer dieses blendenden Spektakels, in dem der Hauptheld Aljochin sein Leben aufs Spiel setzte.

Die Unbekannten: der kahlrasierte Hauptmann, ein Oberleutnant, den Tamanzew wegen seiner Körperfülle sofort „Kraftprotz", wie man in Noworossisk, woher der ehemalige Seemann stammte, die Schauerleute rief, getauft hatte, und ein junger „Leutnant", die sich während der Dokumentenkontrolle ruhig verhielten. Augenscheinlich wußten sie, daß alle ihre Papiere in Ordnung waren. Da forderte sie Aljochin auf, die Rucksäcke zu öffnen. Und sofort wurde allen außer dem Stellvertreter des Kommandanten klar, wen sie vor sich hatten: diese Drei – das waren die Gesuchten, und jetzt mußten sie angreifen. – *Die Red.*

JEWGENI TAMANZEW, AUSPUTZER[1] UND WOLFSHUND[2], MIT SPITZNAMEN „FIXER JUNGE"

Fast gleichzeitig sah ich die Hand über Pawels Kopf und hörte das Kommando des Hauptmanns: „Schlag zu!" Da war mir klar, daß sie Pawel umbringen wollten, aber der Stellvertreter des Kommandanten deckte sie alle drei vor mir, und das einzige, was ich tun konnte, war, in die Luft zu knallen und zu brüllen: „Keine Bewegung! Hände hoch!" und ihre Aufmerksamkeit auf mich zu lenken, indem ich hervorsprang.

Nach mir schoß der Kleine, und ich sah den mit dem rasierten Kopf wie einen gefällten Baum hinstürzen. Da lag er nun im Gras neben Pawel, der sich hochrappeln wollte, obwohl ihm das Blut aus seiner Kopfwunde ins Gesicht lief.

Mir am nächsten stand der Stellvertreter, den Büschen halb seitlich zugekehrt, er war im ersten Schreck unwillkürlich zurückgewichen. Anderthalb Meter hinter ihm stand der Kraftprotz und hinter dem, etwas nach links, der „Leutnant". Die beiden letzteren reckten natürlich den Hals und starrten mich an, wobei ich in der linken Hand des Kraftprot-

[1] Aufklärer, der das vorgeschobene und operative Hinterland von gegnerischen Agenten säubert. Aufklärerjargon. – D.A.

[2] Aufklärer, der in der Lage ist, einen starken, gut bewaffneten Gegner lebend, „warm" zu fangen. – D.A.

zes erwartungsgemäß ein Messer erblickte und in der rechten des Leutnants eine TT, die er zögernd auf mich richtete.

Mit zwei, drei Kugeln hatte ich ihn mühelos unschädlich machen können, denn er stand völlig ungedeckt, aber ich hatte ihn bereits für ein „Notschlachten" vorgesehen und wollte ihn heil in die Hände bekommen, nach Möglichkeit ohne einen Kratzer.

Verwirrt zögerte er, und diese Sekunden reichten mir, die Sonne in meinen Rücken zu bringen, so daß er von den Strahlen geblendet wurde. Um ihn einzuschüchtern und psychisch zu zermürben, „kitzelte ich ihm die Ohren": jagte ihm zwei Kugeln haarscharf am Kopf vorbei. Das ist immer sehr eindrucksvoll.

Um ihm das Zielen zu erschweren, „pendelte" ich pausenlos, tänzelte, die linke Schulter vorgeschoben, sprunghaft von links nach rechts und umgekehrt und bewegte mich zugleich vorwärts. Ähnlich, nur einfacher machen es die Boxer im Ring. Um ihn psychisch vollends zu entnerven, zielte ich, ohne die Beinarbeit zu vergessen, fixierte ihn scharf und gab ihm durch jede Bewegung zu verstehen, daß ich im nächsten Moment abdrücken würde.

Der Kleine sprang hervor und rief drohend: „Z-zug z-zum Angriff!" Ich wiederholte sein Kommando und fügte mit voller Lautstärke hinzu: „Umstellt die Wiesen!", obgleich im Umkreis von Kilometern kein Zug vorhanden war. Das geschah ausschließlich, um die Burschen abzulenken, sie nervös und kopflos zu machen oder sie wenigstens aufhorchen zu lassen.

Die Wirkung war größer, als ich erwartet hatte. Der „Leutnant" rief: „Ein Hinterhalt!", guckte entgeistert den Kraftprotz an, gab zwei Schüsse ab – weniger auf mich als in meine Richtung – und ergriff schleunigst die Flucht.

„Nicht schießen!" befahl Pawel, der aufzustehen versuchte. Dieses Kommando galt gleichermaßen für den Kleinen und für mich und war eine Erinnerung daran, daß wir wenigstens einen lebend fangen mußten.

Der Kraftprotz, der geschickt zwei Meter Abstand zum Stellvertreter wahrte, bückte sich blitzartig zu dem Kahlrasierten, und als er sich aufrichtete, hielt er statt des Finnenmessers eine Pistole in der linken Hand. Nun gab es keinen Zweifel mehr daran, daß er Linkshänder war. Ich sah, daß er keine TT aufgehoben hatte, sondern einen Browning Long 07, Kaliber neun Millimeter, eben jene Knarre, die deutsche Agenten gewöhnlich mit Giftmunition laden, um einen raschen Tod herbeizuführen.

Ich machte mir ein Bild von der operativen Lage und dem Kräfteverhältnis. Der Kleine hatte den Hauptmann umgelegt, und zwar gründlich; der Kahlrasierte rührte und regte sich nicht, und unserem Pawel war der Schädel aufgeschlagen worden. Bis auf weiteres fielen sie beide praktisch aus. So mußte ich das Komman-

do übernehmen und trug persönlich die Verantwortung dafür, daß der Kraftprotz und der Leutnant warm geschnappt wurden.

„Halt den Leutnant!" rief ich dem Kleinen zu, und da ich mir sagte, daß Pawel betäubt war, brüllte ich in voller Lautstärke: „Bleib liegen, Pawel! Bleib liegen!"

Um sie sorgte ich mich mehr als um mich, und ich sah erleichtert, daß sie beide meinen Befehl ausführten.

Seit ich hinter dem Busch vorgesprungen war, bewegte ich mich fortgesetzt nach links, um das Kampffeld zu erweitern, den Kraftprotz und den „Leutnant" anzuleuchten, das heißt, sie gegen die Sonne zu drehen, und um die Schußlinie zu deblockieren. Nur das letzte gelang nicht, weil der Kraftprotz mit löblicher Geschwindigkeit seinen Standort nach rechts verlegte und wieder hinter dem hochgewachsenen Stellvertreter verschwand. Er bewegte sich leicht und gewandt und hatte ein gutes Reaktionsvermögen, aber für eine Sekunde tauchte sein Kopf hinter dem lebendigen Schutzschild auf, und im selben Moment holte ich ihm mit einem Schuß des rechten Revolvers die Mütze vom Kopf. Solche Sachen machen immer Eindruck, und es ging mir bei ihm besonders um die psychologische Wirkung.

Der Stellvertreter des Kommandanten kam erst jetzt zu sich, tatschte krampfhaft nach der Pistolentasche, die unter der Jacke hing, und konnte sie vor Aufregung nicht öffnen. Er war perplex, doch das passierte ganz anderen Leuten als ihm. Pawel hatte ihm eine Walther in die Tasche geschoben, und ihrer hätte er sich jetzt bedienen müssen. Aber ich konnte keine langen Betrachtungen über seine Waffen und Handlungen anstellen, übrigens hatte ich mit dem Stellvertreter sowieso nicht gerechnet. Seit Pawel ausgefallen war, verließ ich mich natürlich nur noch auf mich selbst.

„Hinlegen, Hauptmann, hinlegen!" rief ich ihm zu, doch er, als hätte er es nicht gehört, duckte sich nicht einmal.

Im Grunde war auch das nicht verwunderlich. Der Überraschungsfaktor hemmt entschlossenes Handeln, das kommt sogar bei erfahrenen Frontkämpfern vor. Was konnte man da von einem aufgeputzten Etappengeck erwarten?

„Hinlegen, Kommandantur, hinlegen!" schnauzte ich wütend und sprang nach rechts.

Für eine Sekunde sah ich den Kraftprotz, das heißt seine linke Seite, die Hand mit dem Browning. Um ihm zuvorzukommen, zog ich schnell durch, aber er ging rasch wieder in Deckung. Aus Furcht, den Stellvertreter zu treffen, hatte ich wahrscheinlich danebengeschossen, und in Gedanken verfluchte ich mich in Ausdrücken von der schlimmsten Sorte.

Rechts krachten drei Schüsse. Pawel kniete im Gras, stützte

sich mit einer Hand auf und beharkte dem Kraftprotz die Beine. Er war betäubt, Blut bedeckte seine rechte Gesichtshälfte, außerdem stand der Stellvertreter nahe der Schußlinie. Natürlich rechnete ich nicht damit, daß Pawel traf, aber er entlastete mich erheblich, und ich machte ihm still mein Kompliment.

Nein, ich hatte den Kraftprotz nicht verfehlt. Am linken Ärmel seiner Feldbluse bildete sich direkt unter der Schulterklappe ein dunkler Fleck. Aber ich hatte ihm nur leicht den Arm geritzt, den ich gründlich hätte ausschalten müssen.

Er nutzte die Situation geschickt aus und hielt sich hinter seinem lebenden Schild, während ich ungedeckt zehn Meter vor ihm stand und, energisch tänzelnd, mich flink bewegen mußte, dabei fixierte ich sein Gesicht und bedrohte ihn fortgesetzt mit meinen beiden Revolvern.

Er schoß zweimal, verfehlte mich, wartete eine Sekunde und feuerte eine dritte Kugel ab, die gleichfalls danebenging. Ich „schwang das Pendel" so geschickt, daß ich ihm und allen, die ihn in Deutschland ausgebildet hatten, eine Lektion hätte erteilen können. Dazu kam Pawels Flankenfeuer, das ihm auf die Nerven ging, und die Sonne blendete ihn und beeinträchtigte seine Treffsicherheit.

Nichtsdestoweniger war er ein erfahrener Fuchs, der gleich gemerkt hatte, daß ich gefährlicher als der Kleine war und er mich zuerst erledigen mußte. Ich hatte ihn von Anfang an richtig eingeschätzt. Er handelte besonnen, selbstbewußt, schoß im Unterschied zu dem „Leutnant" überlegt, ohne Hast, und wenn ihm die Sonne nicht ins Gesicht geschienen hätte und ich im „Pendelschwingen" nicht so bewandert gewesen wär, hätte er mich vielleicht getroffen.

Wieder folgte der Lauf des Brownings meinen Bewegungen, von rechts nach links und zurück; ich fühlte – ich wußte, jeden Moment mußte der nächste Schuß fallen. Doch nun hatte der Stellvertreter endlich seine Pistole gezogen, und der Kraftprotz, der mich aufs Korn genommen hatte, schoß ihm zweimal in die Brust.

Der Selbsterhaltungstrieb, der Wunsch, die unmittelbare Gefahr abzuwehren, ließen sein Handeln verständlich erscheinen, aber damit beraubte er sich seines einzigen Vorteils. Der Stellvertreter erschlaffte, taumelte zurück und sackte zusammen, so daß der Oberkörper des Kraftprotzes jetzt ungedeckt war. Diese Gelegenheit machte ich mir sofort zunutze und jagte ihm zwei Kugeln in die linke Schulter, ehe er noch einmal schießen konnte. Dann stürzte ich vorwärts, um zu verhindern, daß er mit der rechten Hand den Browning aufhob, der ins Gras gefallen war.

Er bückte sich tatsächlich, ohne mich aus den Augen zu lassen, suchte tastend um die Füße herum, aber ich flog auf ihn zu,

da hielt er nicht länger stand, wandte sich zur Flucht und stürmte über die Wiese. Ich lief hinterher, nachdem ich mich davon überzeugt hatte, daß der Stellvertreter des Kommandanten und der mit dem rasierten Kopf reglos dalagen, der „Hauptmann" mit dem Rücken nach oben und ungeschickt zur Seite gerecktem rechtem Arm, in einer Pose, die mir ganz und gar nicht gefiel.

Links knallte eine TT, und als ich hinblickte, sah ich, daß sich der „Leutnant" umgedreht hatte und auf den Kleinen schoß. Der Kleine wich aus, wie ich's ihm beigebracht hatte – nicht sehr gewandt, aber im großen und ganzen vorschriftsmäßig.

Ich sorgte mich nur um den Kleinen. Um den „Leutnant" war mir nicht bange, er konnte uns nicht entkommen, selbst wenn ich ihn hier nicht mehr erwischen sollte, denn in zwanzig Minuten – und früher konnte er unmöglich den Waldrand erreichen – würde ein dichter operativer Ring das ganze Gebiet abriegeln, und das „Karussell" war nicht zu durchbrechen.

Der Kraftprotz hatte noch eine Waffe in der Pistolentasche am Koppel, höchstwahrscheinlich einen Browning Long 07, der einer TT in Form und Größe ähnelte. Obwohl sein linker Arm schlaff herabbaumelte und seine Feldbluse unter der Schulterklappe vom Blut dunkel gefärbt war, die Hose über der Kniekehle ebenfalls – Pawel hatte ihn also auch getroffen! –, hielt ich lieber die Ohren steif. Die Behauptung, daß bei einem Linkshänder die rechte Hand ungenügend entwickelt sei, mag für ein gestörtes Kind zutreffen, aber der hier, das merkte man an jeder Bewegung, hatte das Format eines ausgekochten Fallschirmagenten.

Ich hörte rufen: „Stehenbleiben, oder ich schieße!", sah mich um und erblickte den Starschina, der mit seiner Maschinenpistole vor dem „Leutnant" aus den Büschen aufgetaucht war. „Nicht schießen!" brüllte ich ihm und dem Kleinen zu, aber da hob der „Leutnant" die Hände, und ich dachte erleichtert: Zu zweit werden sie ihn sicherlich warm und unversehrt schnappen.

Jeder zwanzigste Mensch ist Linkshänder, es gibt also Millionen, trotzdem war ich schon fest davon überzeugt, daß kein anderer als dieser Kraftprotz versucht hatte, den Fahrer Gussew umzubringen, und daß er folglich in die Sache „Neman" verwickelt war – ein Traum, der sich einfach erfüllen mußte.

Er war an der Schulter und am Oberschenkel verwundet; doch er lief besser, als ich geglaubt hatte, er würde versuchen, die Bäume zu erreichen oder mich abzuschütteln, um die Waffe zu ziehen. Ich verkürzte den Abstand zwischen uns und schickte mich an, ihn schlafen zu legen. Es dämmerte ihm wahrscheinlich schon, was wir so für Leute waren und daß wir die Aufgabe hatten, ihn lebend zu kassieren. Natürlich

konnte ich ihn ohne weiteres kampfunfähig machen, aber einen Menschen – selbst einen Fallschirmagenten – zu durchlöchern, wenn es nicht unbedingt sein mußte, ging mir gegen den Strich. Wozu ihm in die Beine schießen, wenn er mir sowieso nicht entkam?

Im Laufen drehte ich noch einmal den Kopf nach links. Der Kleine hatte den „Leutnant" mit dem Gesicht ins Gras gelegt und fesselte ihm die Hände auf dem Rücken. Der Starschina stand neben ihm und hielt die Maschinenpistole schußbereit gesenkt.

In diesem Augenblick tat der Kraftprotz endlich das, worauf ich die ganze Zeit gewartet hatte. Er griff zur Pistolentasche. Sie hatte wahrscheinlich einen Riemen zum Herausziehen, und ich durfte nicht zögern.

Ich stand vor der Wahl, ihm die Beine zu „kappen" oder ihn mit einem Schlag über den Schädel zu betäuben. Angesichts der operativen Lage auf der Waldwiese und der Dinge, die uns noch bevorstanden, entschied ich mich dafür, das zweite zu tun. Ich steigerte das Tempo so, daß ich ihm hart auf den Fersen war, und als er die Finger in die Pistolentasche steckte, sprang ich zu und versetzte ihm von oben her mit halber Kraft einen Schlag mit dem Pistolengriff. Der Hieb traf ihn rechts des Scheitels. Er war so bemessen, daß er ihn für kurze Zeit bewußtlos machte.

Der Kraftprotz stürzte vornüber, leicht nach links geneigt, in vollem Schwung, so daß er noch anderthalb Meter auf dem Bauch übers Gras schlitterte. Er wurde schlaff, erstarrte, hob nicht den Kopf. Nun war klar, daß er erst in einigen Minuten wieder zu sich kommen würde. Den Browning, der herausgerutscht war, steckte ich in meine Hosentasche, dann packte ich den Bewußtlosen am rechten, unverletzten Arm und schleifte ihn wie einen nassen Sack zu den Büschen.

Dorthin waren auch der Kleine und der Starschina mit dem „Leutnant" unterwegs. Der Gefangene ging mit gebundenen Händen zwischen ihnen. Ich warf einen Blick auf ihn und überlegte, wie ich ihn am besten ausnehmen konnte.

Danach sah ich zur Uhr. Für den Bericht mußte ich wissen, wie spät es war. Den Zeitpunkt, als der erste Schuß gefallen war, hatte ich nicht feststellen können, aber seitdem waren höchstens drei oder vier Minuten vergangen.

Pawel saß mit blutüberströmtem Gesicht da, drückte die Hand gegen die Kopfwunde, der „Hauptmann" und der Stellvertreter des Kommandanten lagen reglos wie vorher im Gras. Als ich Pawel sitzen sah, frohlockte ich, denn mir fiel ein großer Stein vom Herzen. Es hätte auch schlimmer kommen können.

Er lebte, und die drei waren überwältigt – recht oder schlecht, aber wir hatten es geschafft. Da wurde die Frage, wer sie waren, durch eine andere verdrängt. Ich

zweifelte nicht im mindesten mehr daran, daß sie gefährliche deutsche Agenten waren, aber die Tatsache, daß es einen Linkshänder unter ihnen gab, bewies noch gar nichts. Jetzt nervte es mich, daß ich das Wichtigste, die Hauptsache nicht wußte: Waren Sie in die Sache „Neman" verwickelt? Waren sie es oder nicht?

GROSSMUTTER IST ANGEKOMMEN!

Tamanzew schleifte den schlaffen, schweren Körper an den Ort des Hinterhalts, wo der kahlrasierte „Hauptmann" und der Stellvertreter des Kommandanten reglos im Gras lagen. Auf dem holprigen Weg standen die Rucksäcke. Daneben saß hilflos, mit blutüberströmtem Gesicht Aljochin, drückte die Mullbinde aus dem Verbandpäckchen an die Kopfwunde und stürzte den Ellbogen auf das Knie.

„In Ordnung!" verkündete Tamanzew laut. „Zwei sind mit Sicherheit warm."

„Du bist nicht verletzt?"

„Keine Schramme! Auch der Kleine ist heil. Aber Sie – Ihr Kopf ist ein bißchen aufgeschlagen." Tamanzew sah sich die Stelle an, und obwohl er nicht erkennen konnte, ob es nur eine äußerliche Wunde oder eine Schädelverletzung war, und obwohl er seine leisen Bedenken hatte, sagte er laut und unbekümmert: „Nichts Ernstes! Wie fühlst du dich?"

„Normal", entgegnete Aljochin leise. „Laß dich nicht abhalten."

Sogar in diesem Zustand dachte er vor allem an den „Augenblick der Wahrheit", Tamanzew verstand ihn sehr gut.

Jetzt vergeudete er keine Sekunde, sondern fesselte die unverletzte rechte Hand des Kraftprotzes an den Knöchel des linken Fußes, den er zum Gesäß hochgezogen hatte. Den „Leutnant", den Blinow und der Starschina heranführten, legte er für einen Augenblick auf den Bauch, schob hinten die Feldbluse hoch, fuhr mit dem Messer in die angehobene Hose und trennte sie samt der Umterhose vom Bund bis zum Knie auf. Die gleiche Prozedur wiederholte er beim Kraftprotz, dann drehte er sie beide ordnungsgemäß mit den Rükken zueinander, den „Leutnant" so, daß er den Stellvertreter des Kommandanten und die Rucksäcke vor Augen hatte, den Kraftprotz auf die gesunde Seite, mit dem Nacken zum Hinterhalt. Er deutete zu dem Verletzten hin und befahl Blinow und dem Starschina: „Verbindet ihm die Schulter und das Bein. Zwei Päckchen! Die übrigen gebt ihr her! Beeilt euch!"

Alles, was Tamanzew hier tat, hatte er in mehr als drei Kriegsjahren unzählige Male getan. Jede Bewegung beim „Pendelschwingen" und bei der gewaltsamen Festnahme war nicht nur in langer Praxis ausgefeilt, sondern durch ständiges Training in Fleisch und Blut übergegangen.

Seit dem Augenblick, da er hinter den Büschen hervorgetreten war, hatte er mit der Präzision und der Schnelligkeit eines Automaten gehandelt. Blinow und der Funker – beide gaben sich die größte Mühe und überboten sich gegenseitig, seine Befehle auszuführen – bewegten sich im Vergleich zu ihm natürlich langsam und brachten ihn auf, weil sie ihm umständlich und nicht wendig genug erschienen.

Als die beiden gefangenen Agenten verbunden waren, ergriff Tamanzew einen der blutbefleckten Rucksäcke, schnitt die Schnur durch, die die Öffnung zusammenhielt, und rief Aljochin zu: „Genosse Hauptmann, ich werde Sie verbinden!"

„Das kann warten", sagte Aljochin barsch. „Laß dich nicht ablenken!"

Er hielt sich unter Aufbietung aller Kräfte bei Bewußtsein und war überzeugt, daß ihm die Sinne schwinden würden, sobald er die durchtränkte Mullkompresse von der Wunde nähme und das Blut ungehindert fließen könnte, aber bis zum Augenblick der Wahrheit, bis er, der Führer der Gruppe, alles durchdacht und eine entsprechende Entscheidung getroffen hatte, durfte er nicht ohnmächtig werden.

„Sieh mal nach, was mit denen ist", befahl er Tamanzew und versuchte, auf den Stellvertreter des Kommandanten und den „Hauptmann" zu schauen.

Beim Stellvertreter des Kommandanten war alles klar. Er lag mit dem Gesicht nach oben da, und Tamanzew hatte schon vorher seine glasigen Augen bemerkt, die in die Sonne stierten.

Ohne den Rucksack aus den Händen zu geben, ging Tamanzew zu dem Kahlrasierten hinüber, fand hinter dem Ohr ein kleines Loch, nahm ihn bei der Schulter, wälzte ihn herum, sah die klaffende Wunde an Stelle des rechten Auges, aus der schwarzes Blut ins Gras troff, den Ausschuß, und hob den Kopf. „Kalt – alle beide", sagte er halblaut, ließ die Schulter des „Hauptmanns" los, hielt die Hand vor den Mund, den Rücken dem „Leutnant" zugekehrt, und sah Blinow an.

„Was soll das heißen?" fragte Aljochin.

Blinow, der vor dem Kraftprotz hockte und ihm in aller Eile das Bein verband, hörte die Bemerkung und begriff.

Das war ich, dachte er entsetzt, während ihm die Hitze in den

Kopf stieg, ich hab das gemacht, ich habe ihn erschossen, dabei habe ich auf die Schulter gezielt... Er wankte, verlor das Gleichgewicht, schlug tolpatschig hin.

„Was haben Sie?" fragte der Funker erstaunt.

„Da ist es – Telefunken!" Wie im Traum vernahm Blinow die Jubelschreie, richtete sich auf, erblickte das Funkgerät, das Tamanzew aus dem Sack gezogen hatte und hochhielt, ein funkelndes Ding aus Nickel und Ebonit.

„Sieh dir seinen Rücken an", sagte Aljochin; er verzog das Gesicht, als Tamanzew so laut schrie. „Den Rücken des Hauptmanns mußt du dir ansehn."

Tamanzew setzte das Gerät auf den Rucksack, schlitzte dem Kahlrasierten mit dem Messer die Hose auf, schlug den Stoff beiseite, sah hin und meldete: „Zwei runde Narben, rechts der Wirbelsäule, sicherlich von Furunkeln."

„Jewgeni, das ist Mischenko", sagte Aljochin, „merkt es euch, das ist Mischenko[1]..."

Es war nicht so leicht, Tamanzew in Erstaunen zu versetzen, aber jetzt starrte er sekundenlang sprachlos vor sich hin, dachte fieberhaft nach und konnte es nicht

[1] Aus dem Fahndungsblatt 1943 von Mischenko: Mischenko, Iwan Grigorjewitsh, trat unter elf Decknamen auf, darunter „Baby", „Jockey", „Gladiator" und „Dynamit". 1905 geboren, Geburtsstadt Salsk im Rostower Gebiet, Nationalität Russe. Sohn eines reichen Grundbesitzers und Kosakenrittmeister in der Zarenarmee. 1919 mit den Eltern in die Mandschurei geflohen. Nahm seit 1924 aktiv an feindlichen Handlungen gegen die Sowjetunion teil. Seit 1931 Mitglied des faschistischen Russischen Bundes. Drang von 1924 bis 1938 mehr als vierzigmal in das Territorium des sowjetischen Fernen Ostens ein: tötete, sprengte, brandschatzte. Während einer Aktion, bei der ihn Grenzsoldaten verfolgten, floh er in die Taiga, wo er das jüngste Mitglied seiner Gruppe tötete und sich zwei Wochen von dessen Fleisch ernährte.

Seit 1938 Agent der deutschen Abwehr. Ausgezeichnet mit dem Eisernen Kreuz und sechs weiteren Kampforden. Auf persönliche Anweisung Hitlers zum Major der deutschen Wehrmacht ernannt. – D.A.

fassen. Das Fahndungsblatt, die besonderen Merkmale fielen ihm ein, er wälzte den „Hauptmann" schnell auf den Rücken, riß ihm gewaltsam die Kiefer auseinander, sah ihm in die Mundhöhle, erblickte oben eine kleine Metallbrücke, betastete sie mit dem Finger, wischte ihn am Stiefelschaft ab und bestätigte es: „Tatsache – Mischenko."

Der Kleine hatte Mischenko umgelegt! Phantastisch! Der Grünschnabel den legendären Mischenko, der in mehr als zwanzig Jahren über fünfzigmal illegal in die Sowjetunion eingedrungen war, den sie zwei Jahrzehnte im Fernen Osten und an der Westgrenze gejagt, dem sie an allen Fronten nachgespürt hatten und der auch bei der außerordentlichen Fahndung nicht gefaßt worden war. Mit einem einzigen Schuß hatte er ihn erledigt, natürlich ohne das zu wollen. Und jetzt litt er, obwohl ihm nichts geschehen würde. Daß man ihm kein Härchen krümmte, dafür würde Poljakow[1] schon sorgen, nicht, weil er ein Anfänger war, auch nicht, weil der General[2] gefordert hatte, wenigstens einen lebend zu fangen, und sie zwei gefangen hatten, sondern einfach darum, weil es ein Sonderfall war. Strenggenommen hatte er sogar seine Pflicht getan. Einen Vogelfreien zu erschießen war das Recht und die Pflicht jedes Sowjetmenschen. Er hätte dem Kleinen Mut machen, ihm alles erklären können, doch nein – sollte der sich ein bißchen den Kopf zerbrechen. Sollte er sich klar darüber werden, daß man einen Agenten warm fangen mußte, statt ihn abzuknallen, was schließlich jeder Dummkopf besorgen konnte, daß man nicht mehr das Jahr einundvierzig schrieb und sich in vorderster Linie befand.

Aber Pawel war schlau, ein Genie! Ein Jahr war das her, und er hatte ganze zehn Minuten gebraucht, um Mischenko zu identifizieren.

„Warum sollen wir uns das merken? Sie werden es selber melden!" rief Tamanzew unzufrieden und zog ein neues Verbandpäckchen hervor. Dieses „Merkt euch – das ist Mischenko" gefiel ihm nicht, es ging ihm schwer auf die Nerven. Das klang ja fast, als ob Pawel sterben wollte. „Ich werde Sie verbinden", wiederholte er hartnäckig.

„Nein", sagte Aljochin halblaut, aber entschieden und fügte bedeutsam hinzu: „Erst . . ."

Tamanzew steckte das Verbandpäckchen ein, stellte sich auf das nächste Spiel ein, senkte den Kopf, schlenderte ruhig, lässig zu Anikuschin hin, sah ihn an und schien erst jetzt zu merken, daß der Stellvertreter tot war. Außer sich vor Schmerz, als könnte er das Unglück nicht fassen, krächzte er: „Waska? Waska erschossen?"

[1] Oberstleutnant, Leiter der Fahndungsabteilung der Spionageabwehr Front. – Die Red.

[2] Generalleutnant Jegorow, Leiter der Verwaltung Spionageabwehr Front. – Die Red.

Er drehte sich zu den Agenten um, die im Gras lagen, sah mit flackerndem Blick zuerst den einen, dann den anderen an. Sein verzweifeltes Gesicht verzerrte sich grimmig, und sein Zeigefinger schien den „Leutnant" durchbohren zu wollen. „Du! Du hast ihn umgebracht!"

„Nein!" protestierte der „Leutnant" energisch. „Ich hab nicht umgebracht, ich war es nicht, ich nicht!"

„Du! Er hat Waska erschossen! Meinen besten Freund hat er umgebracht!" Tamanzew sah sich im Kreise um, rief Blinow, den Funker, Aljochin als Zeugen an, schrie hysterisch und drehte fassungslos den Kopf. „Ich will nicht mehr leben!" Er griff mit beiden Händen nach seiner Feldbluse, die am Kragen aufgeknöpft war, riß sie bis zum Gürtel auf, entblößte seine starke, gewölbte, blau tätowierte Seemannsbrust. „Der Hund! Einen Kadaver mache ich aus ihm!"

In fieberhafter Eile suchte er um sich herum das Gras nach dem Revolver ab, den er mit Vorbedacht hatte fallen lassen.

„Nein! Ich schwöre, ich war's nicht!"

„Untersteh dich, ihn anzurühren", sagte Aljochin streng; er machte das Spiel so gut wie möglich mit.

„Er hat Waska umgebracht!" Tamanzew heulte und schluchzte, hob den Revolver auf. „Den mach ich fertig wie den letzten Dreck!"

Anikuschin hieß Igor und nicht Waska, und nicht der „Leutnant" hatte ihn erschossen, aber das war jetzt bedeutungslos. Blinow konnte sich ausrechnen, daß die Zeit für den Schlußakkord gekommen war, die sogenannte Notschlachtung, ein grausames, aber unter den gegebenen Umständen unumgängliches Spiel, das nötig war, um einem der Gefangenen – dem vermutlich willensschwächsten – auf der Stelle Informationen zu entlocken, die dringend gebraucht wurden.

Anikuschin hatte sich während des Hinterhalts unverzeihlich aufgeführt und nur im Weg gestanden. Jetzt, als Leiche, sollte er ihnen helfen, durch seinen Tod zum Gelingen der Sache beitragen.

Blinow, der diese Prozedur aus einem ähnlichen Fall kannte, ging Tamanzew hinterrücks an, legte ihm seinen linken Arm um den muskulösen Hals und umspannte mit seiner Rechten die Hand, die den Revolver hielt. Er war sich bewußt, daß er nicht den kleinsten Fehler machen durfte, alles mußte natürlich wirken, da gab es keine Spiegelfechterei, nur den vollen Einsatz der Kräfte. Das letztemal hatte ihm Aljochin beigestanden, aber jetzt saß der Hauptmann mit blutverschmiertem Gesicht hilflos im Gras, und auf ihn konnte er nicht zählen.

„Untersteh dich, ihn anzurühren!" rief er gebieterisch, in einer gespielten Reaktion auf die Drohungen, die Tamanzew ausstieß, „Hörst du, untersteh dich!"

„Halten Sie ihn!" bat Blinow

den Funker. „Er ist übergeschnappt." Der Starschina kam ihm zu Hilfe und umklammerte den Tobenden von links.

„Laßt mich los!" Tamanzew strebte verzweifelt, mit böse verzerrtem Gesicht dem „Leutnant" zu. „Er hat Waska umgebracht! Meinen besten Freund hat er umgebracht! Ich mache ihn fertig wie den letzten Dreck!"

Tamanzew schluchzte, sein Kopf zuckte krampfhaft, er vergoß richtige Tränen; über diese Gabe, bei Bedarf weinen zu können, hatte Blinow schon das letztemal gestaunt. Dabei versäumte Tamanzew nicht, den Kleinen gegen das Schienbein zu treten: Na los doch, mach schon, dreh ein bißchen auf!

Der „Leutnant", der mit gebundenen Händen auf der Seite lag, bemühte sich instinktiv fortzukriechen und strampelte wie rasend. Seine aufgetrennte Hose und die Unterhose waren bis zu den Knien gerutscht, und man sah die muskulösen weißen Oberschenkel.

„Ich habe ihn nicht umgebracht!" zeterte er in panischer Angst. „Ich schwöre, ich war's nicht! Ich nicht!"

„Waska hat er umgebracht!" Tamanzew schrie gellend, schüttelte mit einem gewaltigen Ruck den Funker ab, sprang mit Blinow, der an seinem Rücken hing, aber absichtlich Tamanzews Hand mit der Pistole losgelassen hatte, auf den „Leutnant" zu und jagte drei Kugeln hart über seinen Kopf hinweg.

Im nächsten Moment hielt er dem „Leutnant" die Mündung des Revolvers unter die Nase und stieß ihm mit genau berechneter Bewegung die Oberlippe auf, damit der Gefangene, der vor Angst fast verging, den Pulverdampf roch und sein Blut schmeckte.

„Wage es nicht, du Schurke!" rief Aljochin drohend. „Er ist wahnsinnig geworden! Haltet ihn!"

„Ich hab ihn nicht umgebracht!" winselte der Leutnant in Todesangst. „Hilfe! Ich hab keinen umgebracht! Ich war's nicht!"

Dem Kleinen und dem Starschina gelang es, den Angreifer ein paar Meter zurückzuziehen, aber dann schüttelte Tamanzew beide ab und stürzte wieder auf den Gefangenen zu.

„Du nicht? Wer dann? Wer hat ihn umgebracht? Vielleicht behauptest du noch, du hättest überhaupt nicht auf uns geschossen?" brüllte Tamanzew zornig, steigerte seinen Grimm, überzeugte sich, daß der vor ihm liegende Gefangene weich geworden war und daß er den Stier bei den Hörnern packen mußte. „Du wagst noch zu lügen? Du wagst es, die Sowjetmacht zu hintergehen? Vielleicht hast du auch die Rufzeichen vergessen?"

Blinow hielt jetzt nicht Tamanzew fest, sondern den Starschina, der nichts verstand, aber voller Kampfeswut war und heftige Schmerzen ertrug, denn Tamanzew hatte ihm beim Losreißen die Schulter ausgerenkt.

„Wenn du leben willst, sag mir die Rufzeichen eures Senders!" forderte Tamanzew gebieterisch, deutete mit dem Revolver auf das Gerät und bohrte den Lauf dem „Leutnant" ins angstverzerrte Gesicht. „Die Rufzeichen deines Senders! Flott!"

„Ich ... ich sag's – alles sag ich!" heulte der „Leutnant" eilfertig. „STI. STI."

„Wieso STI?" schnauzte Tamanzew, und ihm wurde innerlich kalt. „Und KAO?"

„KAO, das war bis Donnerstag. Jetzt haben wir STI."

„Wieviel Leute seid ihr?" Tamanzew zog den Revolver etwas zurück, ohne jedoch seine verzerrte Miene zu ändern, und fuhr fort: „Wieviel sind in den Wald gekommen? Schnell!"

„Drei."

„Wer ist der Truppführer?"

„Der." Mit den Augen deutete der „Leutnant" zu dem toten Mischenko hinüber.

„Sein Deckname für den Funkverkehr? Schnell!"

„Krawzow."

„Und wo ist Kulagin?" stieß Tamanzew nach. (Die Dokumente, die Pawlowski bei sich getragen hatte, lauteten auf den Namen des Oberleutnants Kulagin.)

„Hier, im Wald. Er soll uns erwarten."

„Und Mathilde? Wo ist Mathilde?"

„Er ist nicht hier. Er ist bei Šiauliai."

„Was ist er – Offizier im Frontstab?" Poljakow nahm das an. „Dienstgrad?" fragte Tamanzew ohne Pause. „Dienststellung? Schnell!"

„Hauptmann, Stabschiffrierer der Front."

„Machst du mich mit ihm bekannt? Wenn du leben willst, bist du einfach verpflichtet, mich mit ihm bekannt zu machen. Verstehst du?"

„Jaa."

„Und der Notarius? Wo ist er?"

„In Grodno. Eisenbahner."

„Czeslaw Komarnicki?" Auch diese Vermutung hatte Poljakow geäußert. „Raus mit der Sprache!" rief Tamanzew ungeduldig.

„Czeslaw – den Nachnamen kenne ich nicht."

„Rangiermeister? Groß ... blond ... langes Gesicht ... gebogene Nase?"

„Jaa", wimmerte der „Leutnant".

„Siehst du."

Tamanzew, der mühsam seine Freude verbarg, richtete sich auf, lockerte die Hände, und Blinow, der diesen Augenblick erwartet hatte, entriß ihm energisch den Revolver, dann ließ er ihn los. Tamanzew schien sich zu besinnen, schüttelte den Kopf, sein ganzer Körper wurde schlaff, sein Gesicht entspannte sich.

Den Augenblick der Wahrheit zu erleben, in einer Sache, die das Hauptquartier unter Kontrolle genommen hatte, das war während des ganzen Krieges nur wenigen „Ausputzern" vergönnt, es war etwas Besonderes, das unter die Haut ging. Der „Leutnant" log nicht, das sagte ihm sein Ge-

fühl, und er wußte dessen Informationen zu schätzen. In diesen Minuten gehörte der Augenblick der Wahrheit ausschließlich ihm, Tamanzew, und wenn er daran dachte, daß sie an diesem Tag vielleicht noch „Mathilde" festnehmen würden – und wer könnte das besser tun als er? –, dann verschlug es ihm den Atem. Hauptsache, Poljakow und der General hatten nichts dagegen, daß er „Mathilde" der Spionageabwehr einer anderen Front von der Nase wegstibitzte. Sie mußten einfach zustimmen. In Gedanken sah er sich mit dem „Leutnant" und dem Kleinen schon nach Šiauliai fliegen.

„Wie heißt du?" fragte Tamanzew. Er mußte schnell die notwendigen Beziehungen zu dem „Leutnant" anknüpfen. „Für die Mutter, nicht für die Deutschen!"

„Sergej."

„Ein guter Name", meinte Tamanzew anerkennend. „Also, wenn du Waska nicht erschossen hast und uns Mathilde schenkst, sollst du leben", erklärte er gönnerhaft, wenngleich etwas zögernd. „Nur, du wirst tun, was ich dir sage, und wenn du denkst, du kannst krumme Wege gehen, dann sei mir nicht böse, Sergej . . ." Seine Stimme bebte, und seine Augen blickten kummervoll. „Wenn du denkst, du kannst uns übers Ohr hauen, tut es mir leid, dann werden das die letzten Minuten deines Lebens sein. Verstanden? Wir werden bald zu Mathilde reisen", versprach er. „Wir nehmen ein Flugzeug und schließen sie noch heute in die Arme."

Später wandte sich Tamanzew an Aljochin und meldete, indem er jedes Wort laut und deutlich aussprach: „Genosse Hauptmann, Großmutter ist angekommen!"

Das war das Signal, das im Klartexte gefunkt werden sollte. Es hieß „Wir haben sie" und bedeutete, daß der Kern der Gruppe und die Funkstelle ihnen gehörten.

„Bist du sicher?" fragte Aljochin skeptisch. „Hast du es gründlich nachgeprüft?"

„Sicherer geht's nicht", beteuerte Tamanzew. „Ich übernehme die Verantwortung."

Großmutter angekommen! Dann war alles in Ordnung. Gott sei Dank, sie war angekommen! Die unscharfen, von einem rötlichen Schleier umflorten Kronen der Birken und die Büsche schwammen vor Aljochins Augen. Der Schädel dröhnte und pulsierte wie ein zweites Herz. Es bedrückte ihn, daß er in diesen entscheidenden Minuten so hilflos war. Er spürte, wie das Bewußtsein schwand, und bot die letzten Kräfte auf, um nicht vollends ohnmächtig zu werden, denn er mußte eine Entscheidung treffen. Angestrengt versuchte er das Zifferblatt der Uhr zu erkennen, hielt sie dicht vor die Augen und sah schließlich, daß es acht Minuten vor fünf war.

Der operative Ring rund um den Schilowitschier Wald hatte sich gerade geschlossen. Sieben-

tausend Mann mit Funkgeräten und Diensthunden, Pionieren und Minensuchern waren auf dreihundert Fahrzeugen angekommen, bildeten ein riesiges Karussell und warteten auf den Befehl zum Beginn der Operation, die Poljakow so mühselig und sorgfältig vorbereitet hatte und die nun überflüssig geworden war.

Man mußte sie verhindern, stoppen, noch war es nicht zu spat.

„Starschina!" Aljochin drehte den Kopf, suchte den Funker und sah ihn nicht. „Geben Sie sofort an den Ersten durch", sagte er mühsam, „im Klartext ... ‚Durchkämmen nicht nötig! Großmutter ist angekommen! Brauchen keine Hilfe!' Wiederholen Sie das pausenlos." Er nahm die Hand mit dem blutgetränkten Bausch von der Wunde und ließ den Kopf sinken. „Großmutter ..."

„Wiederhol's immer wieder!" befahl Tamanzew dem Starschina. Er stützte dem Verletzten das Kinn und knöpfte ihm mit der anderen Hand schnell die Feldbluse auf. „Großmutter angekommen. Durchkämmen nicht nötig. Brauchen keine Hilfe. Tempo, Tempo! Im Laufschritt! Dalli, dalli!"

Er strich Aljochin behutsam die Haare zurück, überzeugte sich, daß der Schädel nicht gebrochen war, obwohl die Wunde noch immer stark blutete, dann nahm er den Faden eines zweiten Verbandpäckchens zwischen die Zähne und riß es auf.

„Nicht weiter schlimm", sagte er aufgeregt, als er den frischen Mull auflegte: „Pawel, du bist ein Genie!" rief er aus, küßte ihm einige Male schmatzend das Gesicht, beschmierte sich mit Blut. „Wir haben sie! Du hast sie aufgespürt, Mischenko erkannt. Pawel, du machst dir keine Vorstellung, was für ein Genie du bist!"

Der Starschina war schon zwischen den Büschen verschwunden, hinter denen sich sein Funkgerät befand, als Tamanzew eine Ungenauigkeit in dem Text auffiel, Hilfe brauchten sie ja doch. Der letzte Satz müßte heißen: „Haben zwei Stück kaltes Gepäck und einen Schwerkranken", damit die Leichen abtransportiert und unverzüglich ein Arzt geschickt wurde. Aber das konnte man auch etwas später durchgeben, und Tamanzew änderte nichts. Sicherlich hatte es Aljochin ausdrücklich so formuliert, um mit dieser ersten Mitteilung Zentnerlasten von Poljakow, dem General und vielen anderen Leuten in Lida[1] und Moskau abzuwälzen.

Tamanzew drehte sich um, betrachtete flüchtig die beiden gefangenen Agenten. Sie lagen Rücken an Rücken, schweigend und ruhig, nur der Kraftprotz, der wieder bei sich war, bewegte schwach den Kopf. Fünf Schritte entfernt stand Blinow mit gezogener Pistole bereit.

---

[1] Stadt im Gebiet Grodno der Belorussischen SSR. Damals befand sich hier der Operationsstab zur Liquidierung der Gruppe „Neman". – Die Red.

Ja, sie hat viel durchgemacht, aber nun hat sie ausgespielt, die Gruppe „Neman", dachte Tamanzew. Im wesentlichen war die Sache abgeschlossen, der Funker unversehrt, tauglich zur Zusammenarbeit, auch einen zweiten Agenten hatten sie lebend bekommen, das Funkgerät sichergestellt, und außerdem gab es eine reale Chance, Mathilde zu fangen, den Agenten, der das Hauptquartier besonders beunruhigte, wie Aljochin am Morgen erklärt hatte.

Der Gedanke blitzte auf, daß in wenigen Minuten Sender von großer Leistung die Nachricht durchgeben würden, Großmutter sei angekommen, und nicht nur der militärische Abwehrdienst der Front, nicht nur in Lida, sondern auch in Moskau würde man wissen, daß die Gesuchten gefangen waren.

Er stellte sich das kindlichfrohe Gesicht Poljakows vor, wie er – wenn nicht der liebe Gott selbst, dann wenigstens sein Stellvertreter für Fahndungsangelegenheiten – aufgeregt die Schultern hochziehen und noch unsauberer als sonst sprechen würde: „Ja, B'üde', mi' fehlen die Wo'te . . ." Und da er seine Gefühle nicht länger beherrschen konnte, rief er, während er mit den Zähnen das zweite Verbandpäckchen öffnete und es Aljochin auf den Kopf drückte, mit überkippender Stimme wie irre: „Großmutter ist angekommen! Die Oma ist da!" *1973*

SCHACH

Isaak LINDER, Kandidat der Wissenschaften, Schachhistoriker

1984 jährte sich zum 100. Mal der Todestag des hervorragenden amerikanischen Schachspielers Paul Morphy (1837–1884).

Gleich einem Meteor erschien der begabte junge Mann aus New Orleans am Schachhimmel und flammte auf. In kurzer Zeit besiegte Paul Morphy die Besten in Amerika und Europa, u. a. Adolph Anderssen, Jakob Löwenthal, Daniel Harrwitz und Louis Paulsen, und verließ plötzlich die Schachbühne. Nur rund zwei Jahre (1857–1859) währte der Triumphzug des ungekrönten Weltmeisters. Das Ungewöhnliche dieses Schicksals klingt im Titel eines der besten Bücher über das Leben und Schaffen von Morphy nach, das David Lawson 1976 in New York herausgab: „Paul Morphy. Stolz und Trauer des Schachs".

Morphys Spiel wurde von Viktor Michailow, Redakteur des in Petersburg erschienenen „Schachmatny listok" (Schachblatt), im Januarheft von 1859 wie folgt geschildert: „Schon lange grünte der Baum des Schachlebens nicht so schön wie jetzt, da ein genialer Schachkämpfer in der Arena erschienen ist."

Damals wurden viele Versuche unternommen, das Geheimnis von Morphys glänzendem Spiel zu enträtseln, und einige glaubten, darin den Einfluß überirdischer Kräfte zu entdecken. Noch heute zeichnen sich die Partien des amerikanischen Schachspielers durch einmaliges Können aus. Nachstehende Aussagen über sein Schaffen stammen vom ersten sowjeti-

schen Weltmeister und dem amtierenden, dem 12. in der Reihenfolge der Titelträger.

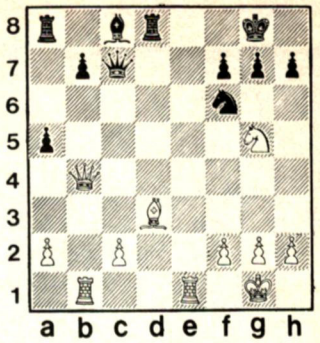
Michail Botwinnik: „Seine blitzschnellen Angriffe, die wie selbstverständlich von brillanten Kombinationen gekrönt wurden, waren von der Stellungslogik her immer gründlich vorbereitet. Morphy hatte ein feines Gefühl für den Zeitfaktor und schreckte vor Opfern nicht zurück, um das Angriffstempo aufrechtzuerhalten ... Die Spieltechnik in offenen Stellungen hat der Amerikaner bis zur Perfektion gebracht."

Anatoli Karpow: „Das Schaffen eines von unserer Zeit und unserem Schach derart entfernten Künstlers wie Morphy ist allein schon deshalb lehrreich, weil er einen feinen Spürsinn für die Harmonie der Figuren und die Angriffsobjekte hatte; auch nach modernen Begriffen war er ein hervorragender Fachmann für den Übergang vom Angriff zum Stellungskampf ... Von ihm kann man auch seinen exzellenten Feinsinn für Initiative mitbekommen, für die er bereitwillig Figuren, ganz abgesehen von den Bauern, opferte."

Untenstehend bringen wir die für Morphys Stil kennzeichnende 7. Partie seines Wettkampfes gegen Anderssen, einen hervorragenden Vertreter der Romantik in der Schachkunst, der nach seinem Londoner Sieg im ersten internationalen Turnier von 1851 als der stärkste Schachspieler Europas galt.

P. MORPHY – A. ANDERSSEN
Paris 1858

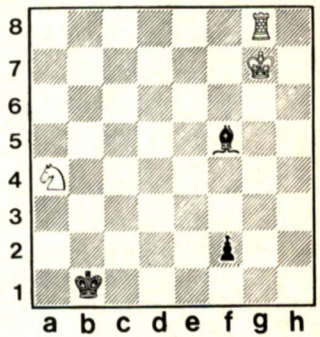
1. e4 d5 2. ed D:d5 3. Sc3 Da5 4. d4 e5 5. de D:e5+ 6. Le2 Lb4 7. Sf3! L:c3+ 8. bc D:c3+ 9. Ld2 Dc5 10. Tb1 Sc6 11. 0-0 Sf6 12. Lf4 0-0! 13. L:c7 Sd4 14. D:d4 D:c7 15. Ld3! Lg4 16. Sg5! Tfd8 (besser wäre 16. ... Lh5) 17. Db4 Lc8 18. Tfe1 a5



19. De7! D:e7 20. T:e7 Sd5 (stärker wäre 20. ... h6) 21. L:h7+ Kh8 22. T:f7 Sc3 23. Te1 S:a2 24. Tf4 Ta6 25. Ld3. Schwarz gab auf.

Unsere Schachaufgabe

Über die nachstehende Studie des sowjetischen Problemspielers Leonid Kubbel meinte der zweite Weltmeister, Emmanuel Lasker (1868–1941), die Rentabilität wechselseitiger Aktionen der Figuren finde hier ihren vollkommenen Ausdruck.



Remis

Lösung unserer Aufgabe aus Heft 7/1984:

1. d7 Ke7 2. Tb8! L:g3 3. Ta8! (3. K:g3? verbietet sich wegen 3. ... f1D 4. d8D+ K:d8 5. La6+ Kc7 6. Tb7+ Kc8 7. Tb6+ Kc7 8. Tb7+ Kc8 9. T:a7+ Kb8 10. Tb7+ Ka8 mit Remis) 3. ... f1D 4. d8D+ K:d8 5. La6+ Lb8!! 6. L:f1 Kc7! 7. La6 e2 8. L:e2 Kb7 9. Lf3! K:a8 10. L:c6x.

Vorschau 9/84

DER AGGRESSOR LIESS SICH STOPPEN! Im September begeht die Menschheit ein trauriges Datum ihrer Geschichte: den 45. Jahrestag des Beginns des 2. Weltkrieges, einer Tragödie, die 50 Millionen Menschenleben forderte. Wer war schuld daran? Aufschluß gibt eine Dokumentation eines sowjetischen Geschichtswissenschaftlers.

DIE SOWJETISCHE WIRTSCHAFT: ORIENTIERUNG AUF SPITZENTECHNIK. Welche Probleme stehen vor der Industrie der Sowjetunion, die Kurs auf die Intensivierung genommen hat?

EIN GROSSER PIANIST DES 20. JAHRHUNDERTS. Familienangehörige, Freunde und Kollegen Swjatoslaw Richters über Leben, Charakter und Gewohnheiten eines der bedeutendsten Musiker der Gegenwart.

„SEIEN SIE GEDULDIGER!" Im Familienleben herrscht nicht nur Sonnenschein. Woher kommen die Stürme? Wie kann man in jeder Situation schneller einen gemeinsamen Nenner finden? Ein Psychiater rät.

ALS DIE EISFALLE ZUSCHNAPPTE. Im Oktober 1983 fuhren zwei Schiffskonvois auf der üblichen arktischen Route. Da drang plötzlich ein Eismassiv in die De-Long-Straße. Neunzehn Schiffe und sechs Eisbrecher gerieten in die Gefangenschaft des Eises.

IST FAULHEIT ZU HEILEN? Ein bißchen merkwürdig diese Frage. Aber die Mediziner haben auch dazu ihren Standpunkt.

Presseagentur NOWOSTI

BESTELLSCHEIN

Hiermit bestelle ich ein Abonnement des monatlich erscheinenden Digest der sowjetischen Presse und Literatur SPUTNIK

in Deutsch ☐ Russisch ☐ Englisch ☐ Französisch ☐ Spanisch ☐

für 1 Jahr ☐ für 2 Jahre ☐

Name u. Vorname: .....

Anschrift: .....

Land: .....

Den Bestellschein senden Sie bitte an die entsprechende Adresse:

Bundesrepublik Deutschland – DM 33,00
Brücken-Verlag GmbH
4000 Düsseldorf 1
Postfach 1928
Ackerstraße 3

W. E. Saarbach GmbH
5000 Köln 1
Follerstraße 2
Postfach 10 16 10

Kubon und Sagner
Inhaber Otto Sagner
P.O.Box 34 01 08
D-8000 München 34

Dänemark – Dcr. 90,00
Sputnik Boghandel og
Bogimport
Vester Voldgade 11
København

Akademisk Boghandel
Slavisk Afdelning
Universitetsparken
8000 Aarhus C

Deutsche Demokratische Republik
Alle Postämter

Finnland – Fmk. 58,00
Kansankulttuuri Oy
PL 111
00811 Helsinki 81

Lehtikanava
Näsilinnankatu 22 A 39
33210 Tampere 21

Suomalainen Kirjakauppa Oy
Subscription Dept.
P.O.Box 2
01641 Vantaa 64

Akateeminen Kirjakauppa Oy
Subscription Department
PL 128
00101 Helsinki 10

Jugoslawien
„NOLIT"
Uvoz Casopisa
Terazije 13/VIII
11000 Beograd

„Jugoslovenska Knjiga"
Terazije, 27/II soba 5
11000 Beograd

„Prosveta"
Export–Import Agency
Terazije, 16/1
11001 Beograd

„Mladost"
Oour Vanjska Trgovina
Uvoz Casopisa
Ilica 30
41000 Zagreb

„Drzavna Zalozba Slovenije"
Export–Import
Titova 25
P.O.B. 50-1
610001 Ljubljana

Niederlande – Hfl. 38,00
„Pegasus" Boekhandel
Leidsestraat 25
Amsterdam

„Martinus Nijhoff Subscription Agency"
Lange Voorhout 9
P.O.Box 269
Den Haag

Norwegen – Ncr. 80,00
Narvesen A.S.
P.O.Box 6125
Etterstad
Oslo

Österreich – öS 216,00
Globus VAZ
A-1206 Wien
Höchstädtplatz 3

Schweden – Sek. 78,00
Wennergren–Williams AB
Subscription Department
Box 30004
S-10425 Stockholm

Förbundet
Sverige–Sovjetunionen
Katarinavägen 20, 1 tr
S-11645 Stockholm

Inter-Bok AB
Box 49079
S-10028 Stockholm

Schweiz – Sfr. 29,00
Librairie Rousseau
36, rue J.-J. Rousseau
1201 Genève

Westberlin – DM 33,00
„Das europäische Buch"
1000 Berlin 33
Thielallee 34

Buchhandlung
Elwert & Meurer
1 Berlin 62
Hauptstraße 101

BERIOZKA-Läden – schauen Sie mal bei uns rein!

In unseren Läden mit der russischen Bezeichnung BERIOZKA können Sie interessante Souvenirs aus der Sowjetunion erwerben. Zur Auswahl stehen Ihnen

- traditionelle Lackmalereien
- Erzeugnisse aus Bernstein, Holz und Kristall
- schöne Juwelierwaren
- Puppen in Nationaltrachten
- Uhren
- Foto-Kino-Waren
- Wein, Wodka, russische Delikatessen

BS

In den BERIOZKA-Läden können Sie in jeder beliebigen frei konvertierbaren Währung, mit Reiseschecks und Kreditkarten von „Diners' Club", „Carte Blanche", „American Express", „Eurocard" und „Bank of America" bezahlen.

AUS DER FERNE HERANGEHOLT

Bei der Jagd, im Stadion und bei Wanderungen ist ein guter Feldstecher unentbehrlich!

Die erstklassige Optik, die hohe Zuverlässigkeit und die geringen Abmessungen der sowjetischen Ferngläser weiß man in vielen Ländern zu schätzen.

TENTO

Exporteur: V/O Technointorg (TENTO) UdSSR, 121200
Moskau Smolenskaja-Sennaja 32/34
Tel.: 2 44 17 03
Telex: 411200

Sputnik
Preis des Einzelheftes:
INDEX 70.916
ISSN 0131–873X

AUSTRALIEN	A$ 1.60	FINNLAND	Fmk. 6.20	NEUSEELAND	NZ$ 2.20	SCHWEDEN	Sek. 10.70
BELGIEN	Bfr. 50.00	GROSSBRITANNIEN	£ 0.60	NIEDERLANDE	Hfl. 3.80	SINGAPUR	Sin.$ 2.00
BRD	DM 3.30	JAPAN	Y 240.00	ÖSTERREICH	öS 20.00	SRI LANKA	Rs. 8.00
DÄNEMARK	Dcr. 9.00	KANADA	C.$ 1.50	PAKISTAN	Rs. 10.00	USA	$ 1.70